



Emily
Waters

DIE FRAU IM SCHATTEN

SPUREN DER VERGANGENHEIT



KAPITEL 1

Nummer 36 nach unten war ein Wort mit neun Buchstaben für *zerknirscht, bußfertig*. Annie griff nach ihrem Kuli und tippte damit gegen den Henkel ihrer Kaffeetasse.

»Ich bin keine Kellnerin, Anabelle! Du weißt, wo die Kaffeemaschine steht.« Der Tonfall ihrer Mutter Patty klang beiläufig und unbekümmert, ihre Worte jedoch scharf.

Annie schaute verwirrt von ihrem Kreuzworträtsel auf, schüttelte dann aber den Kopf. »Tut mir leid, Mom. Nein, ich habe nur nachgedacht.«

Sie war schon immer ein unruhiger Mensch gewesen. Ständig rutschte sie auf ihrem Stuhl herum, trommelte mit den Fingern oder klickte mit ihrem Kugelschreiber, bis jemand sie davon abhielt. Ihre beste Freundin auf dem College – eine großes, blondes Superhirn namens Lori – hatte ihr als Scherzgeschenk mal einen ziemlich teuren Stift gekauft, der für Astronauten im Weltall entwickelt worden war. Er sah aus wie die USA-Flagge – rot-blau eloxiertes Aluminium mit kleinen weißen Sternen – und man konnte überall damit schreiben, auch kopfüber, unter Wasser und auf so gut wie jeder Oberfläche. Lori hatte gesagt, dass es der einzige Kuli war, der eine gestresste Annie während der Abschlussprüfungen überlebte.

Annie hatte ihn an ihren Vater Ken weitergegeben, der ihn immer noch auf dem Schreibtisch in seinem Büro aufbewahrte. Sie wusste das Geschenk und die Geste dahinter durchaus zu schätzen, aber Annie mochte ihre Billigkugelschreiber, bei denen sie kein schlechtes Gewissen bekam, wenn sie das Ende abkaute.

Auch jetzt ruhte das Ende des Stifts schon wieder auf ihrer Unterlippe, bereit für ihre Zähne, doch sie dachte nicht mehr über das Kreuzworträtsel nach. Stattdessen beobachtete sie ihre Mutter dabei, wie sie ein Muffinblech im Spülbecken mit mehr Kraft schrubbte, als nötig gewesen wäre.

Ihre Eltern waren schon eine ganze Weile sauer auf sie. Seit sie ihnen mitgeteilt hatte, dass sie noch mal aufs College gehen wollte.

Tatsächlich war das Loris Idee gewesen. Nicht das mit einem weiteren Abschluss, aber an der Westküste zu studieren. Sie hatten sich damals beide

an der University of Mississippi eingeschrieben und waren Freundinnen geworden, während Annie an einem Abschluss in Wirtschaft gearbeitet und Lori Vorkurse fürs Jurastudium besucht hatte. Im ersten Semester hatten sie nicht die gleichen Unterrichtseinheiten belegt, aber Loris Zimmer im Wohnheim war nur drei Türen von Annies entfernt gewesen.

Im zweiten Semester hatten sie dann beide den gleichen Russischkurs belegt und waren die folgenden drei Jahre unzertrennlich gewesen. Bei ihrer Zeugnisverleihung hatten sie die gleichen Hüte mit der Aufschrift *Abschluss '87* getragen und danach war Annie von der CIA rekrutiert worden und auf die Georgetown gegangen, während Lori in Stanford Jura studiert hatte.

Sie blieben in Kontakt, standen sich aber nicht mehr so nahe wie mit zwanzig. Annie hatte im letzten Jahr in einem ihrer Briefe erwähnt, dass sie überlegte, einen zweiten Master zu machen, eventuell etwas Pragmatischeres als slawische Sprachen. Den Abschluss darin hatte ihr streng genommen die Regierung bezahlt, aber vor Kurzem war in ihr der Entschluss herangereift, herauszufinden, was sie selbst eigentlich machen wollte. Jura wie Lori? Außenpolitik? Pädagogik? Unterrichten wäre durchaus eine Möglichkeit.

Lori hatte in ihrer Antwort diese Idee unterstützt. Sie hatte angemerkt, dass es an der Westküste, wo sie lebte, wirklich gute Unis gab und dass Annie diese nicht ausschließen sollte, nur weil ihre Eltern der Meinung waren, dass jenseits der Rocky Mountains nur noch bekiffte Hippies lebten. Wahrscheinlich hatte Lori eher auf Nordkalifornien abgezielt, weil sie sich mit ihrem Ehemann Louis in Marin County niedergelassen hatte, doch letztendlich befanden sich die meisten der Colleges, an denen Annie sich beworben hatte, im südlichen Teil des Bundesstaats. Sie hatte sich für Kriminologie entschieden. Damit schlug sie zwar einen neuen Berufsweg ein, konnte ihre Kenntnisse und Fähigkeiten aber weiterhin nutzen.

Ihre Mutter war mit dem Muffinblech fertig und knallte es ins Abtropfgestell, um sich anschließend der großen, gusseisernen Pfanne zu widmen, in der sie den Bacon fürs Frühstück gebraten hatte.

In drei Tagen würde Annie ans andere Ende des Landes ziehen, doch ihre Eltern waren davon nach wie vor nicht sehr begeistert. Ihr Vater hielt es für Zeit- und Geldverschwendung und war entsetzt angesichts der Höhe des Kredits, den Annie für das Studium aufgenommen hatte. Ihre Mutter wurde nie müde, ihrer einzigen Tochter vorzuhalten, dass sie

selbst mit siebenundzwanzig schon ein Kind gehabt hatte und mit dem zweiten schwanger gewesen war. Sie befürchtete, dass Annie am Ende nichts vorzuweisen hatte außer einer Menge Abschlüsse und keinen Job.

»Mom, lass die große Pfanne stehen. Ich kümmerge mich darum«, bot Annie ihr an.

»Und was mache ich nächste Woche, wenn du nicht mehr da bist?«, fragte Patty. »Wer kümmert sich dann darum, hm? Ich und niemand sonst. Also kann ich mich auch gleich dran gewöhnen.«

Annie seufzte und widmete sich wieder ihrem Kreuzworträtsel.
Nummer 36 nach unten.

Zerknirscht, bußfertig.

Ihr Kugelschreiber kratzte über das Zeitungspapier.

Reumuetig.



Drei Debattierpokale in der Highschool und eine Ausbildung als Unterhändlerin durch die Regierung der Vereinigten Staaten und trotzdem brauchte Annie einen Großteil des Sommers, um ihren Vater davon zu überzeugen, dass niemand sie auf der Fahrt von Ohio nach Kalifornien begleiten musste. Erst hatten ihre Eltern beide darauf bestanden, mitzufahren, dann hatte sie es auf ihren Vater reduziert.

Zwei Abende vor ihrer Abreise bekam sie schließlich ihren Willen. Ihr Vater gab nach, unter der Bedingung, dass sie Zwischenstation in Missouri und New Mexico machte, damit sie in einem ordentlichen Bett schlafen konnte. Er bot ihr sogar an, ihr die Hotelzimmer zu bezahlen, und telefonierte den Rest des Abends herum, um das beste Angebot zu finden, das er dann buchte und dabei seine Kreditkartennummer laut in den Hörer diktierte.

Annie lungerte mit schlechtem Gewissen im Flur herum.

Ihre Mutter trat hinter sie. »Er hat dich lieb.«

»Ich weiß. Aber das ist zu viel Geld.«

»Deine Sicherheit ist nie zu teuer, Liebes. Er fühlt sich damit besser, also lass ihn das für dich tun.«

Annie nickte. Das Gewicht seiner Sorge um sie lastete schwer genug auf ihr, sodass sie sich nur mit Mühe von der Stelle rühren konnte.

In letzter Zeit plagten sie oft Schuldgefühle. Sie studierte noch mal und zog dafür weit weg von ihren Eltern, nachdem sie gerade erst nach Toledo zurückgekehrt war. Hatte ihren Job bei der CIA gekündigt. Hatte vor einem halben Jahr das Angebot des Metropolitan Police Departments in Washington D.C. abgelehnt, ohne Aussicht auf eine Alternative.

Sie hätte gar nicht unbedingt etwas dagegen gehabt, Polizistin zu werden – aber die Art und Weise, wie ihr Deputy Chief Mason Worth den Job angeboten hatte, stieß ihr sauer auf. Worth war eine gefeierte und hochdekorierte Führungspersönlichkeit, aber dass er sie über den grünen Klee gelobt hatte – und ihr einen besser bezahlten Job anbot und die Vorzüge eines Neuanfangs anpries –, stellte ihr die Nackenhaare auf.

Er wollte so unbedingt Leute vom Geheimdienst abwerben, dass er am Tag nach Annies Austritt aus der Firma Kontakt zu Annie aufnahm. Woher er überhaupt von ihr wusste, war ihr nicht klar, und je netter er sich ihr gegenüber verhielt, desto stärker warnte sie ihr Bauchgefühl und aktivierte ihren Kampf-oder-Flucht-Modus. Also hatte sie abgelehnt und war nach Hause geflohen, um etwas zur Ruhe zu kommen.

Anabelle Weaver brauchte keine weitere Autoritätsperson in ihrem Leben. Diese Lektion hatte sie auf die harte Tour gelernt.

In der Nacht vor ihrem Umzug nach Kalifornien schlief sie nicht gut. Zum Teil war das der schmalen Matratze ihres Jugendbetts geschuldet, die bei jeder Bewegung quietschte. Aber vor allem machte ihr mangelhafter Orientierungssinn ihr zu schaffen. Den Großteil der Fahrt würde sie auf der Interstate 40 Richtung Westen verbringen, aber dafür musste sie erst mal hier aus der Stadt raus und sich dann rund um Los Angeles auf den Freeways zurechtfinden.

Annie hatte ernsthaft überlegt, sich an der UC Berkeley einzuschreiben, und sogar schon zögerlich das Anmeldeformular ausgefüllt, dann aber doch in letzter Minute das für die UCLA abgeschickt. Berkeley besaß mehr Auszeichnungen, aber der Studiengang an der UCLA erlaubte es ihr, einen Master an der Jurafakultät zu machen, ohne Anwältin werden zu müssen. Das mildere Klima in Los Angeles spielte durchaus auch eine Rolle, ebenso wie die Anonymität der Großstadt.

Schade war nur, dass sie nicht näher bei Lori wohnte, aber realistisch betrachtet hatten sie sowieso nicht viel Freizeit, die sie miteinander verbringen konnten. Nicht mehr so wie früher. Keine Film-Marathons, keine

Nächte in Bars. Lori hatte Familie und Annie wusste durch ihren ersten Masterabschluss, wie viel Arbeit vor ihr lag.

Eine Stunde bevor ihr Wecker klingelte, gab sie schließlich auf und verließ ihr Bett, bevor sich sonst jemand im Haus regte. Sie stellte sich kurz unter die heiße Dusche und flocht sich dann sorgfältig die Haare, damit sie ihr den Tag über nicht im Weg waren. Ihre Naturfarbe war Rotblond – kein richtiges Rot. Um ihr auffälligstes Merkmal abzumildern, hatte sie sich die Haare für die Arbeit gebleicht – nicht das Schlimmste, was sie je für die Firma getan hatte – und gerade lief sie mit knapp zehn Zentimetern rotblondem Ansatz herum. Sie freute sich darauf, wieder ihre echte Haarfarbe zu sehen.

Sie betrachtete sich einen Moment lang im Spiegel. Ihr Zopf zog ihre Stirn etwas nach hinten, ihr Gesicht glänzte und sie wirkte müde. Ihr tatsächliches Alter hatte man ihr lange nicht angesehen. Wenn sie einen BH trug, der ihre Möpfe nach oben drückte, wurde sie oft für eine Highschool-Schülerin oder höchstens für die gestresste College-Studentin gehalten, die sie mal gewesen war. Doch nun holte die Zeit sie ein. Sie cremte sich die Haut um die Augen und die trockene Stelle auf ihrer Stirn ein.

Als sie in ein Handtuch gewickelt zurück in ihr Zimmer ging, bemerkte Annie das Licht aus dem Erdgeschoss auf der Treppe und hörte das Blubbern der Kaffeemaschine, die zum Leben erwachte. Ihre Eltern schafften sich nie etwas an, nur weil sie es konnten. Sie warteten immer, bis Dinge den Geist aufgaben. Die Kaffeemaschine war klobig, alt und langsam, aber sie tat noch ihren Dienst, also wurde sie nicht ersetzt.

Sie zog sich Kniesocken und eine Jeans an und entschied sich für den weichen, grauen BH, dessen Träger ihr nicht in die Schultern einschnitten oder ihr mit einem krummen Bügel in die Rippen pikte. Darüber folgten ein langärmeliges weißes Shirt und ein Pullover. Das würde ihr nachher in der Sonne sicher zu warm werden, aber im Moment wollte sie es möglichst bequem haben. Sie konnte ja jederzeit rechts ranfahren und sich ein T-Shirt aus ihrem Gepäck holen.

Ihre Mutter stand in einem pinken Patchwork-Bademantel über ihrem weißen Nachthemd in der Küche. Ihre fast komplett weißen Haare standen in alle Richtungen ab, außer am Hinterkopf, der die Nacht über auf dem Kissen gelegen hatte. Als sie den Raum betrat, begrüßte ihre Mutter sie mit einem Lächeln. Vielleicht war es noch zu früh, um sich daran zu erinnern, dass sie traurig und verletzt und aufgebracht war.

»Mein hübsches Mädchen«, meinte ihre Mutter. »Möchtest du Kaffee?«

Annie nahm eine kleine Tasse entgegen und trank in bedächtigen Schlucken. Am liebsten hätte sie sich die ganze Kanne hinter die Binde gekippt, aber sie wollte nicht eine halbe Stunde nach Abfahrt schon eine Toilette zum Pinkeln suchen müssen – oder für mehr.

Kurze Zeit später war auch ihr Vater auf. Annies Auto hatten sie größtenteils schon am Vorabend gepackt und ihr Kofferraum und die Rückbank waren mit Kartons voller Kleidung, Schuhen und Büchern vollgestopft. Auf dem Beifahrersitz stand ein Wäschekorb mit Kosmetikartikeln, Handtüchern und Kleinkram. Vor ihrer Rückkehr nach Ohio hatte sie die meisten Sachen in ihrem Apartment verkauft, also besaß sie tatsächlich außer Kleidung und Büchern nur noch Kleinkram. Und natürlich ihr Auto, das mit Abstand Wertvollste in ihrem Besitz.

Jetzt verstaute ihr Vater den Rest und nutzte dabei jede noch so kleine Lücke aus. Ihre Mutter bot ihr an, Frühstück zu machen, doch Annie lehnte ab, weil sie zu nervös zum Essen war.

Sie wollte den Abschied nicht in die Länge ziehen. Zwar fühlte sie sich noch nicht bereit, aber sie wusste auch, dass sie losmusste, also war es an der Zeit, das Pflaster abzureißen, sich auf die Straße zu schwingen und ein paar Meilen zu machen, bevor der Tag zu weit fortschritt.

Natürlich gab es lange Umarmungen und Tränen. Ihr Dad steckte ihr noch zwei Hundert-Dollar-Scheine zu, während ihre Mutter sich über die feuchten Augen wischte. Und dann bekam sie von ihrer Mutter einen brandneuen Fünfiger, während ihr Vater noch einmal überprüfte, ob der Kofferraum auch wirklich fest verschlossen war.

Als sie gerade einsteigen wollte, reichte ihr Vater ihr die Karte und die Wegbeschreibung, die er für sie vorbereitet hatte, zusammen mit den Adressen und Telefonnummern der gebuchten Motels in seiner vertrauten, geneigten Handschrift. Er hatte den Astronauten-Stift benutzt, Annie erkannte die Tinte.

Ihre Kehle fühlte sich wie zugeschnürt an, als sie losfuhr und ihre Eltern im Rückspiegel immer kleiner wurden.

Aber sie weinte nicht. Annie war Expertin darin, Dinge zurückzulassen.



Am ersten Abend kam sie nach fast elf Stunden Fahrt in Kansas City an. Ihre Unterkunft war nur ein einfaches Motel, aber der Eingangsbereich sah

sauber aus und sie war erschöpft, zerzaust und halb verhungert. Der Mann am Empfang warf ihr nur einen flüchtigen Blick zu, ihn interessierte eine alleinreisende Frau offenbar nicht weiter.

Er reichte ihr den Schlüssel und deutete auf die gläserne Eingangstür. »Biegen Sie links ab und parken Sie hinten am Zaun. Ihr Zimmer ist im ersten Stock.«

Sie bedankte sich, kehrte zu ihrem Auto zurück und parkte es wie angewiesen um.

Nachdem sie sichergestellt hatte, dass durch die Fenster nichts von Wert zu sehen war, schleppte sie ihren Koffer die Treppe hinauf und in ihr Zimmer. Anschließend verließ sie es wieder und ging zum Münztelefon am anderen Ende des Außengangs.

Ihre Mutter nahm direkt nach dem ersten Klingeln ab. »Anabelle?«, fragte sie angespannt.

»Ja, ich bin's«, antwortete Annie gleichermaßen entnervt wie dankbar. Die Liebe, mit der ihre Familie sie überschüttete, war eine echte Bürde. Nicht immer verdiente sie sie und manchmal kämpfte sie mit dieser Last. »Ich bin gut in Kansas City angekommen.«

Sie unterhielten sich kurz, bis ihr Dad aus dem Nebenzimmer rief und ihre Mutter alles wiederholte, was Annie gerade gesagt hatte. Um sich aus dem Telefonat loszueisen, benötigte sie weitere anderthalb Minuten, in denen sie versprach, sich auszuruhen und am nächsten Tag vorsichtig zu fahren, und den beiden versicherte, dass das Auto keine komischen Geräusche von sich gegeben hatte.

Annie hatte gut verdient, als sie es sich vor ein paar Jahren als Neuwagen gekauft hatte, und sie war so oft außer Landes gewesen, dass es hauptsächlich in der Garage gestanden hatte. Auf diesem Trip brachte sie so viele Meilen hinter sich wie bislang noch nie.

Sie legte auf und horchte auf das Geräusch ihrer Münze, die im Telefon nach unten fiel. Dann erstarrte sie jedoch, als sie das Scharren von Schritten unter sich hörte. Leise trat sie ans Geländer und schaute nach unten, entdeckte jedoch niemanden. Hatte sie jemand belauscht? Viel gab es da ja nicht mitzuhören, aber es fiel ihr schwer, das unangenehme Kribbeln in ihrem Nacken abzuschütteln.

Dann sah sie das Glühen einer Zigarette, die weggeworfen wurde und auf dem schwarzen Asphalt des Parkplatzes landete. Erneut hörte sie Schritte und dann wurde irgendwo unter ihr eine Tür geöffnet und wieder geschlossen.

Paranoid war sie, so viel stand fest. Es gab keinen Grund mehr, um Ecken zu spähen und Umwege zu machen, damit ihr sicher niemand folgte, aber sie ertappte sich immer wieder dabei, dass sie genau das tat. Selbst hier in den Staaten, wo sie nur eine von vielen blonden Mittelschicht-amerikanerinnen vom Land war. Nichts Besonderes mehr.

Genau so wollte sie es, deswegen hatte sie gekündigt.

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück, zog sich ihren Kapuzenpullover über und legte sich ihre Segeltuchtasche um, die ihr als Handtasche diente. Sie brauchte etwas zu essen und wenn ihr Auto nicht bis unters Dach vollgestopft und der Tank nicht fast leer wäre, würde sie irgendwohin fahren. Stattdessen überquerte sie den dunklen Parkplatz und ging zu Fuß zum nächsten Fast-Food-Laden. Die Kapuze hatte sie aufgesetzt und die Ärmel bis zu den Fingerspitzen runtergezogen.

Sie bestellte sich eine Tüte fettiger Pommes, einen Cheeseburger und ein leuchtend blaues Slushy-Getränk, dessen Süße ein schmerzhaftes Ziehen in ihren Zähnen auslöste und ihren Kreislauf wiederbelebte. Zucker konnte bei so vielen Dingen Abhilfe schaffen. Auf dem Weg zurück in ihr Zimmer trieb sie der Duft der Pommes langsam in den Wahnsinn und sie verschlang alles bis auf den letzten Krümel, bevor sie beim Fernsehen einschlief.

Irgendwann nach Mitternacht wurde sie noch mal wach und schleppte sich ins Bad, wo sie sich Hände und Gesicht wusch. Als sie in den Spiegel schaute, bemerkte sie, dass der Slushy ihren kompletten Mund blau gefärbt hatte.



Die nächste Nacht verbrachte Annie in Albuquerque, New Mexico, und von da aus ging es auf direktem Weg in den Südwesten, bis sie in Kalifornien auf die Interstate 15 abbog.

Beim Überqueren der Staatsgrenze von Arizona drückte sie auf die Hupe, aber so allein im Auto fühlte sich ihr Leben dabei auf einmal ziemlich klein an. Während der gesamten Fahrt hatte sie die gleichen fünf Kassetten laufen lassen und als sie sich nun der Zivilisation näherte, war sie froh, wieder auf Radio umschalten zu können. Selbst verrauschte Werbung war eine willkommene Abwechslung.

Seit sie in Toledo losgefahren war, plagten sie Zweifel. War das hier die richtige Entscheidung gewesen? Noch ein Studium und dafür Schulden machen? Diesen Abschluss würde niemand außer ihr bezahlen und dabei wusste sie noch nicht mal, was sie beruflich machen wollte – außer Menschen zu helfen, aber nicht mehr aus dem Schatten heraus. Machten das Leute mit akademischem Interesse nicht so, wenn sie sich neu orientierten? Sich auf mehr Bildung konzentrieren, um sich Zeit zu erkaufen?

Sie bevorzugte es, einen Plan zu haben und alle Antworten zu kennen, bevor sie etwas anging, aber das hier war das Gegenteil davon. Womöglich würde es ihr ja guttun, sich auf das Unbekannte einzulassen. Sie konnte Kurse besuchen, Neues lernen und dabei herausfinden, wohin die Reise ging. Allerdings strapazierte das ihr Nervenkostüm auch gewaltig. Sie hatte kein Ziel, außer den Master zu machen.

An diesem letzten Morgen hatte sie verschlafen und war deswegen später als geplant losgekommen. Deswegen legte sie einen Zwischenstopp an einer Tankstelle irgendwo in West Covina ein, um im Büro der Hausverwaltung anzurufen und Bescheid zu geben, dass sich ihre Ankunft nach hinten verschob.

Als sie die Stadt erreichte, verfuhr sie sich prompt und musste anhalten, um einen Blick auf den Stadtplan zu werfen. Durch einen glücklichen Zufall fand sie irgendwann doch den Campus und fragte dann eine Passantin nach dem Weg zu ihrem Gebäude.

Geplant war, dass sie auf dem Campus in eins der winzigen Apartments für Masterstudenten zog, doch als sie sich bei der Verwaltung vorstellte, schaute der junge Student von seinem Buch auf und reichte ihr schulterzuckend einen Gutschein.

Sie betrachtete das Stück Papier und entdeckte ganz unten eine Linie für das Ablaufdatum. Jemand hatte das Datum »31.8.92« dort vermerkt, was in genau einer Woche war.

»Wir sind schon ziemlich voll«, meinte der Student. »Die Uni bringt die überbuchten Studenten in einem Motel unter, während sie nach einer alternativen Unterkunft sucht.«

»Alternative Unterkunft«, wiederholte sie, war aber zu erschöpft, um sauer zu werden. »Was genau bedeutet das für mich?«

»Komm morgen wieder her«, antwortete er. »Mein Chef ist von acht bis fünf da, der erklärt's dir.«

»Und wo ist dieses Motel?«, wollte sie wissen und wedelte mit dem Gutschein in seine Richtung.

»Oh, so drei Blocks von hier, glaube ich.« Er zuckte erneut die Schultern. »Richtung ... Norden?«

»Schreib mir die Adresse auf. Und ich brauche eine schriftliche Wegbeschreibung, bitte.«

Seufzend klappte er sein Buch zu, rutschte vom Schreibtisch weg und stand auf. »Ich frage nach.«

Wie sich herausstellte, war es tatsächlich nicht weit bis zum Motel, obwohl sie beim ersten Mal trotzdem dran vorbeifuhr. Jemand hupte sie an, vielleicht weil sie zu langsam war oder Nummernschilder aus Virginia hatte. Oder manche Kalifornier hupten einfach gern. Sie setzte den Blinker, als sie das Hinweisschild zum Motel erneut entdeckte, und parkte vor dem Eingang. Dann gönnte sie sich einen Moment, um ihre Gedanken zu sortieren und sich zu sammeln. Wütend über die Situation zu werden, brachte sie nicht weiter. Der Kleine in der Verwaltung wirkte nicht besonders kompetent, also würde sie das alles einfach morgen aufklären.

Was machte schon eine weitere Nacht im Motel nach zweitausend Meilen Autofahrt?



Annie zwang den Mann, ihr das Problem dreimal zu erklären. Unterm Strich sah die Sache so aus: Die Uni überbuchte die Master-Wohneinheiten immer, weil es für gewöhnlich ein paar Studenten gab, die in letzter Minute absprangen. Finanziell gesehen war es für die Uni besser, wenn sie die Räume überbuchten, als am Schluss auf leer stehenden sitzen zu bleiben. Doch dieses Jahr hatte niemand abgesagt und da Annie so lange gewartet hatte, bis sie ihren Studienplatz annahm, stand sie nun ganz unten auf der Liste.

»Wir geben Ihnen eine Woche Zeit, um eine andere Unterkunft zu finden«, sagte der Mann.

»Eine andere Unterkunft?«, gab sie viel zu laut zurück. »Ich hatte eine Unterkunft! Sie sind dafür verantwortlich, dass daraus nun nichts wird!«

»Mir ist klar, dass unser System kompliziert wirkt ...«

»Sie denken, dass ich nicht in der Lage bin, Ihr System zu verstehen?«
Sie deutete mit den Fingern Anführungszeichen in der Luft an. »Das ist hier Ihrer Meinung nach das Problem?«

»Ma'am ...«

»Hören Sie, ich bin gerade erst in Kalifornien angekommen und wirklich nicht darauf vorbereitet, selbst nach einer Wohnung zu suchen. Also verschaffen Sie mir jetzt entweder die Unterbringung auf dem Campus, die mir versprochen wurde, oder Sie finden eine bessere Lösung.«

Er schob seine Brille nach oben, um sich die Nasenwurzel zu massieren. Auf seinem Plastiknamensschild stand *Paul*.

»Ich kann Ihnen bei der Anmietung außerhalb der Universitätsverwaltung nicht weiterhelfen, aber Sie bekommen eine Liste von mir«, sagte er schließlich. »Die bekommen normalerweise nur Postdoktoranden und Austauschstudenten, aber aufgrund der besonderen Umstände könnte das eine gute Alternative für Sie sein.«

»Was für eine Liste?«, fragte sie.

»Eine Liste von Mitarbeitern, die Studenten bei sich aufnehmen. Die ein Zimmer bei sich zu Hause für ein Quartal oder zwei vermieten. Das ist zwar nichts Langfristiges, sollte Ihnen aber genug Zeit verschaffen, um später in eine unserer Wohneinheiten umzuziehen.«

Annie hielt ihm auffordernd eine Hand hin. »Geben Sie mir die Liste.«



Sie stopfte das Papier in ihre Tasche und machte sich auf den Weg zur Einschreibung, um sich für ihre Kurse anzumelden. Das bedeutete mehrere Stunden Schlange stehen und als sie damit fertig war, brauchte sie was zum Mittagessen. Danach ging sie Bücher kaufen und erst als sie wieder zurück im Motel war und ihre Wertsachen aus dem Auto holte, fiel ihr die Liste wieder ein.

Sie rief ihre Eltern an in dem Wissen, dass sie gerade sicher nicht zu Hause waren, und hinterließ ihnen eine unbekümmerte, wenn auch vage Nachricht mit dem Versprechen, sie wieder anzurufen, sobald sie richtig eingezogen war. Wenn es sein musste, würde sie sie auch anlügen, aber lieber erzählte sie ihnen so lange wie möglich einfach gar nichts. Ganz sicher würde sie weder dieses Motel noch die überbuchte Studentenunterkunft erwähnen oder dass sie heute das komplette Bargeld, das sie

ihr zugesteckt hatten, auf einen Schlag für Bücher ausgegeben hatte. Und auch nicht, dass sie sich gerade fühlte, als würde sie hilf- und haltlos umhertreiben.

Aber sie hatte sich dieses Leben ausgesucht, hatte die Entscheidungen dafür getroffen und würde nun sicher nicht schon in der ersten Woche aufgeben. Schwerer als zum ersten Mal bei ihren Eltern ausziehen oder als die endlos langen Ausbildungswochen bei der CIA würde es wohl nicht werden, und auch nicht schwerer, als sich unter falschem Namen mit einer ganzen Latte an nicht erreichbaren Zielen in einem fremden Land aufzuhalten.

Während sie sich ein heißes Bad einließ, wühlte sie die Liste aus ihrer Tasche und strich sie auf dem schmalen Schreibtisch glatt. Auf dem Papier standen nur zwölf Namen und einen Moment später stellte sie fest, dass nur zwei davon weiblich waren. Bei einem fremden Mann einzuziehen, war für sie unvorstellbar.

Neben einem der Frauennamen stand eine Telefonnummer, bei dem anderen nur die Zimmernummer ihres Büros in der Fakultät sowie dessen Öffnungszeiten. Das machte die Sache einfach. Morgen früh würde sie bei Nummer eins anrufen, und wenn daraus nichts wurde, würde sie bei Professor Helen Evertons Büro vorbeischaun und es dort versuchen.

KAPITEL 2

Die Professorin, zu der die Telefonnummer auf Annies Rettungsboot-Liste gehörte, entschuldigte sich und teilte ihr mit, dass das Zimmer leider schon vergeben war. Also ein Satz mit X. Auf dem Weg zum Campus ging Annie die Namensaufstellung noch einmal durch und versuchte abzuschätzen, welcher der Männer am wenigsten gefährlich klang.

Michael R. Darby.

Solange er sich nicht Mike nennen ließ.

Neal Halfon.

Den strich sie mit ihrem angekauften Stift aus. Selbst wenn der Mann Santa Claus, Jesus Christus oder Patrick Swayze war, würde sie es nie schaffen, mit jemandem namens Neal ein normales Gespräch zu führen.

Als sie jemand im Vorbeigehen streifte, schaute sie auf. Sie war unbeabsichtigt in so was wie eine Orientierungsveranstaltung für Neustudenten geraten. An Tischen präsentierten sich Clubs und Institute unter ihren Bannern. Das Ganze schien eher für Erstsemester gedacht zu sein, weil hier eine ganze Menge aufgeregter Teenager in Begleitung ihrer Eltern unterwegs war.

Jemand an einem der Stände winkte sie heran, damit sie sich etwas anschaute, das »Glück und Weisheit ist international« hieß.

Irritiert schaute Annie an sich runter auf ihre Kleidung: Jeans, Sandalen und ein pinkes T-Shirt. Oh Gott, sie sah aus wie eine Studienanfängerin. Rasch bog sie in die andere Richtung ab, um der jungen Frau hinter dem Tisch zu entgehen, und schaute noch mal auf die Campus-Karte, die sie an die Namensliste getackert hatte.

Evertons Büro befand sich im Strafrechtsgebäude, was bedeutete, dass sie an diesem Institut lehrte. Annie blieb am Fuß einer Treppe stehen, auf der reges Kommen und Gehen herrschte, und ließ sich ihr Vorhaben noch mal durch den Kopf gehen. Lohnte das die Mühe überhaupt? Würde eine ihrer potenziellen Professorinnen ihr überhaupt ein Zimmer vermieten? Doch Annie erinnerte sich nicht daran, einen Kurs bei jemandem mit dem Namen Everton belegt zu haben, und vielleicht war die Frau ja nur eine

Lehrbeauftragte. Tenure-Track-Professoren waren unbefristet angestellt und hatten es deswegen normalerweise nicht nötig, Zimmer zu vermieten.

Aber in der Not fraß der Teufel Fliegen und die Zeit lief. Sie musste zumindest mal bei der Frau anfragen, sonst landete sie am Ende noch bei – sie warf einen Blick auf die Liste – Aaron L. Panofsky. Sie war mal mit einem Jungen namens Aaron ausgegangen. Den Kerl strich sie auch von der Liste.

Womöglich war Everton gerade gar nicht in ihrem Büro. Offizieller Beginn der Lehrveranstaltungen war erst am kommenden Montag. Sie hatte Paul bereits einen zweiten Gutschein aus den Rippen geleierte, aber einen dritten würde sie nicht bekommen, und sie wollte aus dem Motel raus. Außerdem konnte sie den Anruf bei ihren Eltern nicht ewig hinauszögern.

Sie ließ die Karte sinken und setzte sich im Schatten eines Baums auf eine niedrige Mauer, um den Blick über die Gebäudereihe schweifen zu lassen. In dem Bau, in dem sich Evertons Büro befand, schien nicht viel Betrieb zu herrschen. Da sämtliche Lehrveranstaltungen, die Annie belegt hatte, auch dort stattfinden würden, entschied sie sich für eine kleine Aufklärungsmission. Ein Rundgang, bis sie das Büro der Professorin fand.

Trotz des Schattens umgab die trockene Hitze sie wie ein Ofen. Sie war die schwülen Sommer des Mittleren Westens und von D.C. gewohnt, doch die kalifornischen Temperaturen waren noch mal ein ganz anderes Kaliber. Das Gebäude lockte sie mit dem Versprechen auf eine zentralisierte Klimaanlage zu sich.

Auf den beiden unteren Etagen befanden sich Seminarräume und die für ihre Lehrveranstaltungen waren schnell gefunden. Als sie die Treppe zum zweiten Stock hinaufstieg, veränderte sich die Atmosphäre. Hier waren alle Türen geschlossen und mit Namensschildern versehen. Den von ihr gesuchten Raum fand sie schließlich am anderen Ende des Gangs.

H. Everton – 323.

Ausgehend von der Größe der Seminarräume in den anderen Stockwerken dürfte Evertons Büro wohl eher einem besseren Wandschrank entsprechen. Gerade genug Platz für einen Schreibtisch, zwei Stühle und mit viel Glück vielleicht einen Aktenschrank. Da die Tür kein Fenster hatte, konnte sie nicht erkennen, ob es dahinter hell oder dunkel war, aber es klang nicht so, als würde sich jemand in dem Zimmer aufhalten. Vorsichtig drehte sie den Türknauf. Abgeschlossen.

Hier unauffällig herumzuschnüffeln, würde schwierig werden, also ging sie den Weg zurück, den sie gerade gekommen war. Zuvor war sie an einem Raum vorbeigegangen, den sie für das Sekretariat des Instituts hielt, und als sie dort ankam, saß eine Frau hinterm Empfangstresen.

Annie setzte ein Lächeln auf. »Hi.«

Die Frau sah auf und erwiderte ihr Lächeln. Sie trug einen sackartigen Pullover, der zu ihrer altbackenen Frisur passte. »Brauchen Sie Hilfe, Liebes?«, fragte sie.

»Aber so was von«, antwortete Annie in dem honigsüßen Tonfall, der normalerweise Kirchenbesuchen und dem Häkeltreff ihrer Mutter vorbehalten war. »Ich fange hier am Montag an und habe mich gefragt, ob die Öffnungszeiten für das Institut schon diese oder erst nächste Woche gelten.« Sie lehnte sich verschwörerisch nach vorn. »Ich bin nicht von hier und weiß noch nicht, wie das so läuft.«

»Also, offiziell sind die Mitarbeiter erst ab nächster Woche da«, sagte die Frau. »Aber die meisten kommen irgendwann diese Woche schon mal vorbei.«

»Verstehe. Ich bin übrigens Annie.«

»Deb Larson«, erwiderte die Frau. »Wir haben im Lauf der nächsten Jahre bestimmt noch oft miteinander zu tun.«

»Freut mich sehr, Sie kennenzulernen. Der Campus ist wirklich traumhaft schön und die ganze Stadt sieht aus wie in den Filmen!«

»Woher kommen Sie?«, erkundigte sich Deb.

»Toledo, Ohio, Ma'am. Wir sind echt keine Landeier, aber das ist schon was ganz anderes als hier.«

»Kann ich mir gut vorstellen.«

»Sagen Sie, gibt's hier so was wie ein Mitarbeiterverzeichnis? Fürs Institut, meine ich. Ich würde gerne mal schauen, wer wer ist, bevor das Semester losgeht.«

»Nein.« Deb schüttelte den Kopf. »Aber in der Bibliothek stehen Jahrbücher. In allen gibt es Fotos von der Fakultät. Sie legen jedes Jahr die gleichen neu auf.«

»Gut zu wissen.« Annie grinste. »Vielen Dank, dass Sie sich für mich Zeit genommen haben.«

»Ich helfe immer gern. Viel Glück, Liebes.«

Sobald Annie sich umgedreht hatte, verblasste ihr Lächeln. Sie marschierte die Treppe wieder nach unten und hielt auf die Tür zu,

wäre dabei aber beinahe mit einer Frau zusammengestoßen, die ein rotgesichtiges Baby in seinem Kindersitz dabei hatte. Annie machte ihr Platz, um sie durchzulassen, und trat dann nach draußen in die Hitze und den Sonnenschein. Auf zur Bibliothek.

In dem Gebäude wimmelte es nur so von Leuten, die sich einen neuen Studentenausweis ausstellen ließen. Da Annie ebenfalls einen brauchte, verschob sie ihren Plan mit den Jahrbüchern und reihte sich stattdessen in die Schlange ein, um ein Foto von sich machen zu lassen, und dann in eine weitere, während es jemand auf einen Ausweis klebte und das Ganze durch ein Laminiergerät jagte. Als sie die kleine Karte endlich in den Händen hielt, war ihr Tagwerk vollbracht.

In ihrem Motelzimmer hatte das Zimmermädchen ihre verteilten Habseligkeiten aufgeräumt. Annie rief ihre Eltern an.

»Anabelle Weaver!«, schimpfte ihre Mutter. »Du hast dich mit Absicht genau dann gemeldet, als wir nicht da waren.«

»Nein, Mom, das stimmt nicht«, log sie. »Du weißt doch, dass es hier früher ist als bei euch. Ich habe einfach nur die Zeitverschiebung vergessen.«

Annie wollte ihrer Mutter gegenüber nicht zugeben, dass ihre Wohnsituation im Moment alles andere als stabil war, also erzählte sie ihr, dass es ein Gasleck in dem Wohngebäude gegeben hatte, in dem sie eigentlich einziehen sollte. Bis das repariert wurde, waren sie und die anderen Studenten in einem Motel untergebracht worden. Die Lüge kam ihr deutlich leichter über die Lippen als die Wahrheit.

»Was ist, wenn das bis Montag nicht behoben ist?«, wollte ihre Mutter besorgt wissen.

»Keine Ahnung. Entweder bleiben wir hier oder sie finden was anderes für uns«, sagte Annie. »Ich gebe euch Bescheid, wenn ich ausgepackt habe.« Das Märchen war so gut, dass sie sich wünschte, es wäre wahr.

Nachdem sie aufgelegt hatte, wärmte Annie sich ein Tiefkühlgericht auf und sah fern, bis die Sonne unterging. Eigentlich hatte sie nicht damit gerechnet, einschlafen zu können, doch weder die kratzigen Bettlaken noch der Verkehrslärm hielten sie wach. In der Nacht wachte sie einmal kurz auf, weil sie auf die Toilette musste, und stieß sich den Ellenbogen am Türrahmen. Anschließend schlurfte sie zurück ins Bett und schlief weiter, bis ihr Wecker klingelte.

Am nächsten Morgen herrschte wesentlich weniger Trubel in der Bibliothek und die junge Frau am Empfang schrieb ihr eine Standortnummer auf, bevor sie Annie damit in eins der oberen Stockwerke schickte.

»Die neuesten stehen eher unten im Regal«, erklärte sie. »Ich glaube nicht, dass die oft genutzt werden, aber da sollte eins von letztem Jahr sein.« Sie deutete auf den großen Computermonitor vor ihr. »Wir sind noch dabei, die Karteikarten in eine Datenbank zu übertragen, deswegen ist alles noch ziemlich durcheinander.«

Die Jahrbücher befanden sich tatsächlich im unteren Bereich eines hohen, staubigen Regals. Ein paar von ihnen reichten zurück bis in die 1950er Jahre und nahmen das komplette erste Fach ein. Die neueren Jahrbücher standen eins darüber. Sie waren dünner, sauberer und die Farben leuchteten mehr. Annie ging in die Hocke, suchte nach dem mit der eingepprägten 1991 auf dem Buchrücken und zog es heraus.

Sie fuhr mit dem Finger das Inhaltsverzeichnis ab, bis sie zum Fakultätsabschnitt kam. Dann blätterte sie nach hinten und schlug die Namen mit E auf, wo sie den Blick über die beschrifteten Fotos wandern ließ: Edison, Engle, Epstein, Ettinger.

Aber keine Everton. Nicht mal ein Sternchen für die nicht abgebildeten. War sie neu hier?

Schwungvoll klappte sie das Jahrbuch wieder zu und schob es zurück an seinen Platz.

Also würde sie sich auf die altmodische Art über die Frau informieren müssen – vor dem Gebäude kampieren und hoffen, dass sie auftauchte. Sie im Telefonbuch suchen und schauen, ob ihre Adresse mit verzeichnet war. Annie war gut im Aufspüren von Menschen, das hatte sie jahrelang beruflich gemacht. H. Everton würde sie auch finden.

Sie kehrte zum Gebäude mit Evertons Büro zurück und nahm im Schatten auf der niedrigen Mauer Platz, auf der sie schon gestern gesessen hatte. Aus der Bibliothek hatte sie ein Buch ausgeliehen, das sie nun zur Tarnung aus der Tasche holte und wahllos irgendwo in der Mitte aufschlug. Von hier aus konnte sie den Eingang eine Weile beobachten und sehen, was für Leute ein und aus gingen.

Sie sollte irgendwo ihre Sachen auspacken, sich einen Job suchen, die Nase schon mal in ihre Lehrbücher stecken oder über ihre bevorstehenden Kurse nachdenken. Sich vielleicht einen Hefter oder eine Packung Stifte besorgen. Stattdessen tat sie genau das, was sie eigentlich hinter sich lassen

wollte. Gott, vielleicht war es doch ein Fehler gewesen. Womöglich war das tatsächlich das Einzige, worin sie gut war, und sie würde nie etwas finden, das besser zu ihr passte. Vielleicht wäre es besser gewesen, mit dem zu leben, was sie verfolgte: auf ganzer Linie versagt zu haben und ein schmieriger Boss, der ihr einreden wollte, dass es in der Welt außerhalb der Firma keinen Platz für sie gab.

Ein Mann und eine Frau verschwanden im Gebäude. Er hielt ihr die Tür auf und Annie tat, als würde sie in ihrem Buch lesen.

Als sie das nächste Mal hochschaute, war der Mann allein wieder aufgetaucht. Er war mittelgroß und dünn, seine schwarzen Haare kurz geschoren. Er trug beige Shorts und ein hellblaues T-Shirt. Annie senkte den Blick erneut auf ihr Buch und blätterte die Seite um.

Dann erregte ein Mann in einem beigeen Arbeitsoverall ihre Aufmerksamkeit, der eine quietschende Karre über den Gehweg zwischen ihr und dem Gebäude schob. Sie beobachtete ihn, bis er hinter einer Biegung verschwand. Das Quietschen der Karre war auch noch zu hören, nachdem er außer Sicht war.

Deswegen bemerkte sie weder den Kinderwagen noch die attraktive Frau, die ihn schob, bis sie in den Schatten an die Mauer trat. Annie drehte den Kopf, um einen Blick auf das schlafende Baby im Kinderwagen zu werfen, und erkannte schnell, dass es sich um dasselbe handelte, das sie gestern im Autositz gesehen hatte. Natürlich war die Frau auch dieselbe, die es am Vortag getragen hatte.

Die Frau stellte den Kinderwagen parallel zur Mauer und legte dann ihre Handtasche ab, bevor sie in der braunen Wickeltasche wühlte, die sie gegen ihre Hüfte stützte und die schon deutlich bessere Tage gesehen hatte. Das Sonnenlicht brachte kastanienrote Reflexe in ihrem dunkelbraunen Bob zum Vorschein. Ein paar Strähnen fielen ihr nach vorn ins Gesicht, dazwischen lugte eine Brille mit großen Gläsern und Drahtgestell hervor. Sie trug ziemlich abgetragene Kleidung.

Annie wandte sich wieder ihrem Buch zu und beobachtete die Frau weiter aus dem Augenwinkel, hob den Kopf aber erst wieder, als die Frau plötzlich fluchte.

»Shit!« Die Wickeltasche war ihr runtergefallen und hatte ihren Inhalt über den Boden verteilt.

Die Frau ließ sich auf die Mauer sinken und starrte auf das Missgeschick. Nur der Kinderwagen trennte sie voneinander; das Baby, das unter einer hellblauen Decke schlief.

»Oh, ich helfe Ihnen.« Annie legte das geöffnete Buch mit dem Cover nach oben auf die Mauer.

»Schon in Ordnung. Alles gut. Ich komme klar«, erwiderte die Frau und schüttelte den Kopf. Sie wischte sich die Hände an der Jeans ab und ihre Lider sanken auf halbmast.

»Wie alt ist er?«, erkundigte sich Annie und deutete mit dem Kopf in Richtung des Babys, während sie in die Hocke ging und den Inhalt der Tasche einsammelte – ein goldener Lippenstift, ein Tampon, ein zusammengeknüllter Kassenzettel.

Ein Schlüsselband, an dem ein Ausweis mit dem Foto der Frau hing. Diese rutschte von der Mauer und schnappte sich die Karte, doch Annie schaffte es, einen Blick auf ihren Namen und ihren Jobtitel zu erhaschen.

Helen Everton, Lehrbeauftragte.

Annie reichte Helen Everton, was sie aufgesammelt hatte, und hinderte die Frau so daran, weiter wahllos Sachen zurück in die Tasche zu stopfen. Nachdem alles wieder verstaut war, schüttelte sie die Tasche einmal ordentlich.

»Vier Monate«, antwortete sie schließlich und bückte sich nach ihrer Handtasche. »Fast fünf.«

»Ein hübscher Kerl.« Das stimmte. Das Baby hatte helle Haut und ein paar dunkle Haarflusen auf dem Kopf. Es schlief immer noch friedlich.

»Danke«, meinte Everton. »Er hat ständig Blähungen.«

Annie hätte beinahe aufgelacht, verkniiff es sich aber. »Ist er Ihr erstes?«

»Das dritte.« Als sie den Kopf schüttelte, schwangen ihre Haare in der Bewegung mit. »Nein. Ich meine, ich habe zwei eigene, aber er ist ein Pflegekind. Er ist erst seit sechs Wochen bei mir und wir sind immer noch dabei, uns aneinander zu gewöhnen.«

»Wow. Wie alt sind Ihre anderen?«

Everton schob ihre Brille nach oben und rieb sich übers Gesicht. Sie trug kein Make-up und sah müde aus.

»Acht und zehn.«

»Dann haben Sie ja alle Hände voll zu tun.« Annie schaute zum Eingang des Gebäudes.

Everton schenkte ihr ein schmales Lächeln, schulterte ihre Handtasche und hob die Wickeltasche auf.

Da Annie merkte, dass Everton sich ihren neugierigen Fragen entziehen wollte, suchte sie nach einem anderen Ansatzpunkt. Sie brauchte nur

irgendwas über Helen Everton, das sie für ihre eigenen Zwecke ausnutzen konnte.

»Ich bin übrigens Annie«, sagte sie. »Nur damit Sie keine völlig Fremde vor sich haben. Jetzt kennen Sie wenigstens meinen Namen.« Sie widerstand dem Impuls, Everton die Hand zu reichen, weil sie nicht davon ausging, dass die Frau sie schütteln würde.

»Annie«, wiederholte Everton. »Danke für die Hilfe.«

Sie machte sich mit dem Kinderwagen auf in Richtung des Gebäudes. So gerne Annie die Unterhaltung fortsetzen wollte, sie wollte die Frau auch nicht verschrecken. Wenn die beiden reingingen, mussten sie irgendwann auch wieder rauskommen.

Das passierte deutlich schneller, als Annie erwartet hatte. Sie blieb noch fünf Minuten sitzen und machte dann einen kurzen Abstecher zu den Toiletten im Erdgeschoss, weil sie sich sicher war, noch ein paar Stunden herumsitzen zu müssen, bis Everton und das Baby zurückkamen.

Doch eine Dreiviertelstunde später tauchte die Frau mit dem schreienden Kind und einem Fläschchen wieder auf. Die Wangen des Kleinen leuchteten rot im Sonnenlicht.

Annie hatte ihren Platz auf der Mauer verlassen und saß nun auf der Wiese, weit genug entfernt, dass die Frau sie beim Verlassen des Gebäudes nicht sofort entdeckte. Manchmal gaben ein paar zusätzliche Sekunden Beobachtungszeit den Unterschied zwischen einer erfolgreichen Kontaktaufnahme und einer gescheiterten.

Everton versuchte alles, um das Baby zu beruhigen, doch seine Schreie wurden lauter. Annie klappte das Buch auf ihrem Schoß zu und kniff die Augen nachdenklich zusammen. Einen Moment später steckte sie das Buch ein und legte sich ihre Tasche über die Schulter, bevor sie zu Everton rüberging.

»Hi noch mal.«

Everton schaute sie erst verwirrt an, dann genervt.

»Geht's ihm gut?«, fragte Annie.

»Wie ich schon sagte.« Everton wippte den Kleinen auf ihrem Arm auf und ab. »Blähungen.«

»Ich wette, er ist übermüdet«, meinte Annie. »Ich habe eine Menge jüngerer Cousins und Cousinen und eine kleine Nichte.«

Everton nickte abwesend.

»Will er nicht trinken?«

»Ach, keine Ahnung.« Der Frau war die Erschöpfung deutlich anzuhören. »Er will nie irgendwas.«

Und in diesem Moment offenbarte sich Annie alles, was sie über Helen Everton wissen musste. Sie trug ihre Haare in einem pragmatischen, schulterlangen Bob. Ihre helle Jeans zeigte Alterserscheinungen. Ihr Hemd hatte einen kleinen Fleck am vorderen Saum, als hätte sie ihn versehentlich ins Abendessen gehängt. Ihre Loafer waren abgenutzt und der Riemen ihrer Handtasche an den Seiten ausgefranst.

Sie arbeitete als Lehrbeauftragte, also verdiente sie vermutlich nicht viel. Und ihre Kleidung war zwar von guter Qualität, aber alt und ausgewaschen, was darauf hinwies, dass sie irgendwann mal Geld gehabt hatte, nun aber mit schmalerem Budget auskommen musste.

Sie war Mutter, aber Nummer drei war deutlich jünger als die anderen beiden und außerdem ein Pflegekind. Hatte sie sich dafür entschieden, weil sie doch noch eins wollte? Half sie einem Familienmitglied oder Freunden, die das Sorgerecht verloren hatten? Oder war sie auf das Geld aus, das der Staat Pflegeeltern zahlte?

Annie entschied sich für den Versuch, Evertons Vertrauen zu gewinnen.

»Sie sehen aus, als könnten Sie eine Pause gebrauchen. Soll ich ihn mal kurz nehmen?«

Everton, die sich von einer Seite zur anderen drehte, um das Baby zu beruhigen, warf ihr einen misstrauischen Blick zu.

»Ich haue nicht mit ihm ab. Und ich kann echt nicht gut rennen. Aber ich bin gut mit Babys. Sogar wenn sie Blähungen haben.«

Everton musterte sie noch einen Moment lang, doch als das Baby zu einem weiteren, markerschütternden Brüllen ansetzte, gab das den Ausschlag und sie drückte der wildfremden Frau den Jungen in die Arme.

Annie konnte kaum fassen, dass sie es geschafft hatte – aber sie war schon immer gut darin gewesen, andere Leute dazu zu bringen, ihr zu vertrauen. Trotzdem erstaunte es sie jedes Mal aufs Neue. In gewisser Weise war es zu einem Spiel für sie geworden, herauszufinden, wie viel sie von jemandem wie schnell bekommen konnte. Heute traf es eben eine gestresste Frau und ihr Pflegekind.

Die Übergabe reichte aus, um den Jungen einen Moment lang perplex innehalten zu lassen, während er seine neue Umgebung in Augenschein nahm. Annie schnappte sich das Fläschchen, bevor er wieder anfangen

konnte zu weinen, drückte ihm den Sauger an die Lippen und schob ihn sanft dazwischen. Dabei betete sie, dass sie mit ihrer Lüge durchkam, dass sie gut mit Kindern umgehen konnte.

Sie hatte einen jüngeren Bruder, war aber erst zwei gewesen, als Danny auf die Welt gekommen war, also erinnerte sie sich kaum daran, wie es mit ihm als Säugling gewesen war. Aber hey, wie schwer konnte das schon sein? Man musste sie füttern und sie schlafen lassen. Ab und zu mal eine Windel wechseln.

Und das Glück war ihr hold, das Baby fing an, gierig zu trinken, und lag ruhig in Annies Armen.



Für ihren ersten Auslandseinsatz war Annie vor fünf Jahren nach St. Petersburg geschickt worden, das damals noch Leningrad geheißen hatte. Sie war sich nicht sicher, ob sie sich je an den neuen Namen gewöhnen würde. Die CIA hatte unbedingt die Perestroika ausnutzen wollen, Präsident Michail Gorbatschows Modernisierungsreform. Ihre Bosse waren der Meinung gewesen, dass die Umstrukturierung des Politik- und Wirtschaftssystems ihnen die Chance auf neue Informanten verschaffen könnte.

Annie war zum Höhepunkt dieser Krise in die CIA eingetreten, was sie zu dem Zeitpunkt natürlich nicht wusste. Das meiste spielte sich intern ab und in diesem Jahr legten sie sich bei der Rekrutierung enorm ins Zeug, besuchten Unis im ganzen Land und versprachen gute Bezahlung und ein Leben voller Abenteuer.

Annie war jedoch weder über die Werbeflyer gestolpert, noch hatte sie etwas davon mitbekommen. Sie studierte Wirtschaft und überlegte, ob sie beruflich ins Finanzwesen einsteigen oder vielleicht lieber Highschool-Lehrerin werden sollte. Ihre Mutter hatte vor der Hochzeit mit Annies Vater ein paar Jahre an einer Grundschule unterrichtet. Dass sie für die Regierung arbeiten oder diese Interesse an ihr haben könnte, war Annie nie in den Sinn gekommen.

Deswegen ging sie auch nicht zu der Rekrutierungsveranstaltung, aber in einem ihrer Russischkurse saß einer der Anwerber. Annie hatte auf der Highschool Deutsch gelernt und sprach es fast fließend und sog nun Russisch praktisch in sich auf. In ihrer Freizeit hörte sie Sprachkassetten

und arbeitete in ihrem Lehrbuch schon mal vor. Sprachen machten Spaß, als würde man ein Rätsel von hinten nach vorne lösen. Sie waren exotisch und wunderschön und Annie nahm sie gerne Stück für Stück auseinander.

An jenem Tag machten sie eine Übung, bei der sie kurze Gesprächssituationen vor dem Rest des Kurses durchspielten. Annie war in einer Gruppe mit einer anderen Frau und einem jungen Mann. Der Kerl war ihr Hemmschuh, der sich schwitzend und verlegen durch seine Parts stotterte.

Schauspielerei war für Annie nur eine weitere Sprache und sie konnte problemlos mit einfachen Phrasen um sich werfen.

»Dobrij vjecher«, sagte sie. »Minja savut Annie.« Als ihr Teampartner ins Schwimmen geriet, flüsterte sie ihm seine Sätze wie eine Souffleuse zu, was dazu führte, dass der Rest des Kurses sich während ihrer dreiminütigen Performance köstlich amüsierte und die Professorin sie mit finsterner Miene tadelte.

Als sie zu ihrem Platz zurückging, bemerkte sie den Mann im dunklen Anzug, der sie beobachtete. Und anschließend fiel er ihr draußen wieder auf.

»Annie«, sprach er sie an, als sie an ihm vorbeiging. »Tebe nravitsja puteshestvoovat?«

»Wie bitte?« Sie verstand die Frage, wusste aber nicht, warum er sie ihr stellte.

Er sprach weiterhin auf Russisch mit ihr, als er wissen wollte, ob sie stolz auf ihr Land war. Seine Aussprache und sein Akzent waren perfekt, aber sie merkte sofort, dass er kein Muttersprachler war.

»Mein Vater ist ein Lieutenant Colonel in der Army«, antwortete sie. »Sie finden nirgendwo jemanden, der patriotischer ist als ich.«

Die Frage, ob sie gerne reiste, war eine gute Verkaufsmasche. Die Anwerber hatten ihre Arbeit zur Kunstform erhoben. Viel Überzeugungsarbeit musste man bei Annie nicht leisten. Die Background-Checks waren unangenehm, aber außer ein paar Strafzetteln und ein paar mal Nachsitzen in der Highschool, weil sie im Unterricht zu viel gequatscht hatte, hatte sie nichts auf dem Kerbholz.

Als man ihr am Tag ihres Abschlusses ein Jobangebot machte, nahm sie es an. Zusammen mit ihrem Vater fuhr sie nach Virginia und er versuchte bis zum Schluss, es ihr auszureden. Er stand schon sein ganzes Berufsleben lang im Dienst der US-Regierung und kannte die Vor- und Nachteile, doch seine zynischen Warnungen drangen nicht zu ihr durch. Sie war zu euphorisch, weil ihr Land sie brauchte.

Erst kurz vor Ende ihrer Ausbildung war ihr klar geworden, warum die CIA so verzweifelt neue Agenten rekrutierte: Alle, die in der Sowjetunion eingeschleust worden waren, waren verschwunden und noch wusste niemand, warum. Aber schickten sie deshalb eine Einundzwanzigjährige, die noch grün hinter den Ohren war, in den Ostblock? Mit Sicherheit nicht!

Tatsächlich behielten sie sie noch über ein Jahr lang bei sich, weil sie im Grundlagenkurs Verhörtechnik Spitzenleistungen zeigte und sie diese Fähigkeiten fördern wollten. Außerdem lernte sie Tschechisch und bekam weiteren Russischunterricht. Im Wesentlichen fühlte es sich an, als wäre sie immer noch auf dem College, nur dass sie jetzt dafür bezahlt wurde und ihr Vater keine Schecks mehr ausstellen musste.

Als Annie in Leningrad landete, sprach sie fließend Russisch und Deutsch und fast genauso gut Tschechisch. Ihr Auftrag lautete, sich als Unistudentin auszugeben und nach Politikkommitonen Ausschau zu halten, die bereit waren, sich gegen ihr Land zu stellen, sowie nach den reichen Kindern bekannter KGB-Agenten. Außerdem gab man ihr – unter der Hand – zu verstehen, dass es toll wäre, wenn sie das Leck finden könnte.

Sie war dreiundzwanzig, das erste Mal im Ausland und vollkommen überfordert.

Am Anfang lief die Rekrutierung potenzieller Informanten nur durchwachsen, aber sie kam leicht mit neuen Leuten ins Gespräch und merkte schnell, dass es besser war, wenn sie sie nach der Aufwärmphase an einen erfahreneren Agenten weiterreichte, der eine aggressivere Strategie verfolgte.

Letztendlich verhörte sie in Leningrad vor allem die eigenen Leute der CIA. Andere Agenten, Mitarbeiter, selbst ihre Vorgesetzten. Annie brachte sie ohne Probleme dazu, über alles und nichts zu reden. Sie erfuhr eine Menge, bevor die anderen überhaupt merkten, was sie alles preisgegeben hatten.

Immer und immer wieder wurde ihr gesagt, dass sie eine Gabe besaß, eine seltene, und sie blühte unter den Belobigungen auf. Einmal versuchte sie sich sogar an einem verdächtigen Senior Agent namens Aldrich Ames, doch der war zu betrunken, um echte Erkenntnisse zu liefern. Sie verbuchte ihn schnell unter zu inkompetent – er stand nicht nur unter Alkoholeinfluss, sondern war auch schlampig und arrogant.

Neun Monate verbrachte sie in Leningrad, bevor sie in die Staaten zurückbeordert wurde. Nicht, weil sie ihre Ziele dort nicht erreicht hatte, sondern weil es niemanden mehr zu verhören gab und keiner mehr mit ihr sprechen wollte.

Das wurde zu ihrem Modus Operandi: Berlin für sechs Monate und dann für sechs nach Hause, um in Langley zu arbeiten. Acht Monate in Ankara und dann gerade noch rechtzeitig zurück zum dreißigsten Hochzeitstag ihrer Eltern. Vier Monate in Kyiv, bevor jemand ihre Tarnung hatte auffliegen lassen und sie sich vom Acker machen musste.

Nebenbei nahm sie noch hier und da weiteren Sprachunterricht, manchmal auch per Post, und nach der Ukraine bat sie um einen Auftrag in den USA, um ihr Studium abzuschließen, das ihr einen Master in slawischen Sprachen einbrachte. Anschließend wollte sie es, müde vom vielen Reisen, ruhiger angehen lassen, aber die Firma schickte sie nach Minsk, wo sie sich mit der Ehefrau eines Politikers der mittleren Führungsriege anfreundete. Fast drei Monate lang arbeitete sie daran, den Ehemann umzudrehen.

Als sie eines Tages zum üblichen Treffpunkt kam – einem kleinen Schuppen am Rand des Grundstücks – fand sie die Ehefrau und ihre zweijährige Tochter mit jeweils einem Kopfschuss getötet vor. Der Ehemann wurde nie gefunden. Zwei Agents, die mit der Untersuchung des Vorfalls betraut waren, wurden ebenfalls umgebracht, woraufhin man die komplette Einheit nach Hause schickte. Alles nur wegen Annie.

Sie war es nicht gewohnt, bei irgendetwas zu versagen, und war so tief erschüttert, dass sie sofort nach ihrer Heimkehr kündigte. Director Clifton war außer sich und brüllte sie an, bis sein Gesicht rot anlief, dass sie das noch bereuen würde und dass niemand seine Einheit verließ, bis er die Erlaubnis dazu gab. Damals war sie sicher gewesen, dass er nur bluffte.

Schließlich stand sie bei ihren Eltern in Ohio auf der Matte, abgemagert und allein, nur mit ihrem Auto, das mit allem vollgepackt war, was sie behalten wollte.

Die beiden ließen sie wieder bei sich einziehen – natürlich –, aber Annie konnte und würde ihnen nicht erzählen, was passiert war, und das schmeckte ihnen gar nicht.

Den Maulwurf hatte sie nie gefunden.



»Erklären Sie mir bitte, wie Sie das gemacht haben«, sagte Helen Everton.

Einerseits wusste Annie nun mehr über die geheimnisvolle Professorin, als sie durch die reine Beobachtung des Gebäudes erfahren hätte, aber andererseits musste sie dringend irgendwo unterkommen. Es war nicht einfach, um etwas so Persönliches wie ein Zimmer im Haus eines anderen Menschen zu bitten, aber sie benötigte schleunigst eine neue Bleibe. Vielleicht war dieses Baby ja der Eisbrecher, den sie brauchte.

»Ach, manchmal wollen die Kleinen einfach nur mal was anderes sehen.« Annie schaute lächelnd auf den Jungen runter und dann wieder zu Everton hoch. »Sie wissen, was ich meine, Sie haben ja zwei ältere Kinder.«

»Sie müssen ein besonderes Händchen dafür haben«, meinte sie. »Normalerweise schreit er ewig, wenn er erst mal anfängt. Er ist ganz anders als meine ersten beiden.« Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr.

»Alles okay?«

»Ich habe heute eine Menge zu tun.«

»Ich kann gerne mit nach oben kommen, wenn Sie weiterarbeiten müssen.«

»Nach oben?«

»Zu Ihrem Büro.« Annie deutete in Richtung des Gebäudes. »Sie haben gesagt, dass Sie da arbeiten.«

Evertons Miene drückte Unsicherheit aus. »Habe ich das?«

»Na ja, wie eine Studentin sehen Sie ja nun nicht aus«, versuchte Annie das Gespräch in weniger verdächtige Fahrwasser zu lenken.

»Hmm.«

Es war klar, dass Everton sich nicht allein von Annies Charme herumkriegen lassen würde, also musste sie alles auf eine Karte setzen. Wenn sie damit baden ging, war dem eben so, dann konnte sie sich immer noch was anderes überlegen.

»Um ehrlich zu sein, weiß ich schon, dass Sie hier arbeiten.« Sie drückte das Baby ein bisschen fester an sich. »Helen Everton, ich war auf der Suche nach Ihnen.«



Everton schwieg, während sie das Gebäude betraten und mit dem Aufzug ins oberste Stockwerk fuhren. Die Lippen hatte sie zu einem schmalen Strich zusammengepresst, ihre Hände lagen sehr fest um die Schiebestange des Kinderwagens und sie behielt die Frau, die ihr Baby immer noch auf dem

Arm hatte, sehr genau im Auge. Annie ließ sie schmoren. Es war besser, ihr alles zu erklären, wenn sie in Evertons kleinem Büro unter sich waren.

Deb saß an ihrem Arbeitsplatz und schenkte Annie ein Lächeln, doch das gefror ihr auf den Lippen, als ihr Blick auf Everton fiel. Zwischen den beiden gab es offenbar böses Blut oder zumindest kollidierten ihre Persönlichkeiten irgendwie miteinander. Womöglich mochte Deb auch einfach nur keine Säuglinge. Annie zuckte die Schultern in Richtung der älteren Frau, als wollte sie sagen: *Was will man machen?* Deb nickte ernst.

Falls Everton den Austausch mitbekommen hatte, ließ sie es sich nicht anmerken. Andererseits würdigte sie Deb sowieso keines Blicks. Sie marschierte hoch erhobenen Hauptes an ihr vorbei.

Ihr Büro war so beengt, wie Annie es sich vorgestellt hatte. Da der Schreibtisch jedoch ebenfalls klein war, fand ein Zweisitzer-Sofa Platz und Everton konnte gerade so um ihren Arbeitsplatz herumgehen. Sie parkte den Kinderwagen im Gang und ließ die Tür offen – das Ding würde sie hier drin niemals unterbekommen.

»Hey, hören Sie ...«

Everton rupfte den Jungen wortlos aus Annies Armen und legte ihn aufs Sofa. Nach dem Fläschchen war er träge und ruhig.

Dann drehte sich Everton zu Annie um und durchbohrte sie mit einem finsternen Blick. »Wer sind Sie?«

»Annie Weaver, Ma'am«, antwortete sie. »Sie sind Professor Helen Everton. Aber wie der junge Mann heißt, weiß ich noch nicht.«

»Zachary«, erwiderte Everton. »Na ja ... eher Zach. Wir nennen ihn Zach.«

»Das ist eine etwas längere Geschichte«, begann Annie. »Ich sollte eigentlich in eine der Wohnungen für Masterstudenten einziehen, aber als ich hier nach meiner Fahrt vom anderen Ende des Landes angekommen bin, hatten sie keine mehr für mich. Also lebe ich seitdem in einem Motel. Die Leute von der Wohnheimverwaltung haben mir eine Liste mit Professoren gegeben, die Zimmer vermieten, aber da stehen fast nur Männer drauf. Sie sind einer von zwei weiblichen Namen. Die andere Dame hat ihr Zimmer schon anderweitig vergeben, also habe ich gehofft, dass Ihres vielleicht noch frei ist.«

»Mein Name steht auf der Liste?«, fragte Everton, die mittlerweile eine Hand über Zach hielt, als wollte sie Annie davon abhalten, ihn noch mal anzufassen.

»Ja, Ma'am.«

»Ich habe sie schon letztes Jahr gebeten, meine Nummer zu streichen.« Annie rutschte das Herz in die Hose. *Shit*. Was sollte sie jetzt machen?

»Ihr Name war der einzige ohne Telefonnummer, also bin ich persönlich hergekommen«, erwiderte Annie niedergeschlagen. »Das ist alles.«

Everton schnaubte leise. »Ich bitte sie, meine Nummer zu streichen, und sie haben wortwörtlich meine Telefonnummer von der Liste genommen, den Rest meiner Kontaktdaten aber nicht.« Sie schüttelte den Kopf. »Blitzbirnen.«

»Also kein freies Zimmer.« Annie war sauer, dass sie den kompletten Morgen hier verschwendet hatte. »Dann trotzdem vielen Dank für Ihre Zeit. Es war nett, Sie und Zach kennenzulernen.«

»Tut mir leid«, erwiderte Everton und es klang aufrichtig. »Als ich meinen Namen auf die Liste gesetzt habe, hatte ich noch einen Ehemann und ein Kind weniger. Wir hatten schon ewig vor, die Garage zu einem Gästezimmer umzubauen, aber weiter als bis zur Dämmung und Wandverkleidung sind wir nie gekommen. Die Dusche funktioniert nicht und es gibt weder eine Küche noch warmes Wasser.«

»Ich verstehe«, sagte Annie. »Wirklich. Und ich will auch nicht verzweifelt rüberkommen, aber selbst wenn Sie mir eine Hundehütte anbieten würden, würde ich die mieten.«

»Es ist wirklich nicht wohnlich«, gab Everton unsicher zurück.

»Ich studiere hier am Institut, also begegnen wir uns sicher noch oft«, sagte Annie. »Ich kann Sie monatlich bar bezahlen. Und ich würde jeden Background-Check bestehen, wenn Sie mich durchleuchten wollen.«

Everton schaute auf Zach runter, der inzwischen wieder eingeschlafen war.

»Es wäre auch nur, bis ein Wohnheimplatz frei wird, was laut Aussage der Verwaltung spätestens nächstes Quartal der Fall sein sollte«, fuhr Annie fort. »Und ich bringe noch nicht mal viel mit, ich besitze nur das, was in mein Auto passt. Fast nur Kleidung und Bücher.«

»Okay, okay. Stopp«, unterbrach Everton sie. »Jetzt fehlt nicht mehr viel, dann kommen Sie wirklich verzweifelt rüber.«

Annie lachte nervös und das schien die Anspannung zwischen ihnen aufzulösen. Ein Funken Hoffnung glomm in ihr auf.

»Das entscheide ich nicht allein. Ich habe noch zwei andere Kinder und wir sind eine Familie. Eine Untermieterin aufzunehmen, ist eine Familienentscheidung.«

»Okay.«

»Kommen Sie morgen Abend zum Essen, um Kevin und Ashley kennenzulernen. Lassen Sie uns schauen, wie das läuft. Das Geld könnte ich, weiß Gott, gebrauchen.« Everton fischte eine Visitenkarte aus einer Schreibtischschublade, drehte sie um und schrieb etwas auf die Rückseite, bevor sie sie Annie reichte. »Das ist unsere Adresse.«

Annie nahm die Karte entgegen und schob sie in ihre Hosentasche. »Vielen Dank.«

»Sieben Uhr«, sagte Everton. »Kommen Sie nicht zu spät.«

KAPITEL 3

Annie kam zu spät.

Sie war früh genug losgefahren – besser, sie saß eine Weile im Auto herum und wartete, als unpünktlich zu sein, was Helen Everton explizit nicht wollte. Doch dann war sie in die falsche Richtung auf den Freeway abgebogen und als sie endlich eine Wendemöglichkeit gefunden hatte, hatte sie bereits einen Umweg von sieben Meilen machen müssen.

Sie war abgelenkt gewesen. Auf dem Parkplatz ihres Motels standen immer zwei Autos – ein blauer Pontiac und ein brauner Buick –, aber nie beide gleichzeitig. Immer auf dem gleichen Platz und sie hatte noch nie gesehen, wie sie ankamen oder wegfuhrten.

Heute Morgen war sie an dem Pontiac vorbeigegangen und hatte so getan, als würde ihr die Handtasche runterfallen, um einen Hinterreifen mit einem Kreidestrich zu markieren. Bei ihrer Rückkehr von der Uni hatte sie festgestellt, dass das Auto nicht bewegt worden war.

Als sie zu Everton aufgebrochen war, hatte sie dann gesehen, dass der Pontiac weg war und der Buick an seiner Stelle in der Lücke stand.

Ihr war klar, dass sie paranoid war, und doch ... Die Autos waren beide unauffällig, es kam ihr jedoch vor, als wären sie *absichtlich* unauffällig. Sie waren alt, aber nicht alt genug, um interessant zu sein. Dreckig, aber nicht so sehr, dass es einem direkt auffiel. In ihrer Zeit als Undercover-Agentin hatte Annie ausführlich gelernt, wie man sich an seine Umgebung anpasste, und dass sie nie einen Fahrer der beiden Autos zu Gesicht bekam, machte sie stutzig. Vielleicht gehörten sie ja Angestellten des Motels. Oder vielleicht parkten Studenten unerlaubterweise auf dem Grundstück. Es gab viele Erklärungen.

Also hatte sie ihren Kram ins Auto geworfen und war aufgebracht losgefahren, während sie sich innerlich dafür ausgeschimpft hatte, dass sie ihre Paranoia einfach nicht loswurde.

Irgendwann fand sie endlich die richtige Freeway-Ausfahrt, doch die Straßenführung des Viertels verwirrte sie und das Straßenschild der Evertons wurde von einem Baum verdeckt. Sie musste noch einmal um-

drehen, fuhr ganz langsam die Straße entlang und suchte mit zusammengekniffenen Augen unter den ausgeblichenen Nummern nach der richtigen.

Das Haus war gelb.

Irgendetwas daran schlug eine Saite in Annie Herz an. Nichts daran kam ihr bekannt vor und es sah weder aus wie ihr Elternhaus noch wie die abgeranzten Wohnungen, in denen sie schon gelebt hatte, und auch nicht wie das halbwegs anständige Apartment in Virginia. Aber es wirkte so gemütlich mit dem großen Baum im Vorgarten und der kleinen Veranda. Nichts im Vergleich zu denen, die sie aus ihrer Jugend kannte, aber groß genug für eine Topfpflanze und eine Fußmatte.

Sie parkte am Straßenrand und stellte den Motor ab. Dann schulterte sie ihre Handtasche und griff nach der Schachtel Pralinen, die sie vorhin gekauft hatte. Erst hatte sie Wein mitbringen wollen, doch das war bei einem Haus voller Kinder wohl keine verantwortungsbewusste Wahl.

Und das war das Seltsamste an der Sache: Sie brauchte so dringend eine feste Bleibe, dass sie es für eine gute Idee hielt, bei einer Familie mit drei Kindern einzuziehen.

Sie klopfte an die Tür und wartete. Wartete noch ein paar Sekunden und betätigte dann die Klingel, doch im gleichen Moment wurde die Tür geöffnet. Helen Everton schaute nach oben zur läutenden Glocke und dann mit einem leichten Stirnrunzeln wieder zu Annie.

»Ich ... ich war mir nicht sicher, ob Sie das Klopfen gehört haben«, erklärte Annie verlegen.

»Habe ich. Und die Türklingel.«

»Ja«, erwiderte Annie. »Also, da bin ich.« Sie hielt Everton die Pralinen-schachtel hin, die das Mitbringsel einen Moment lang unsicher anschaute, es dann aber entgegennahm. »Danke für die Einladung, Professor Everton.«

»Nennen Sie mich Helen. Komm Sie rein«, sagte sie. »Wir sind erst vor einer halben Stunde nach Hause gekommen, bitte entschuldigen Sie das Chaos. Aber so bekommen Sie gleich einen realistischen Eindruck davon, wie wir leben.« Helen hatte ihre glänzenden Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, doch ein paar Strähnen waren ihm entkommen, weil sie zu kurz waren, um von dem dicken Stoffhaargummi festgehalten zu werden. Sie trug eine verwaschene Jeans und darüber ein ausgebleichenes Karohemd, das ihre schlanke Figur trotz des locker fallenden Stoffs nicht verbarg.

Helen schubste eine pinke Jutetasche mit dem Fuß beiseite, die irgendwer einfach im Eingangsbereich hatte fallen lassen. Sie landete unter einer Reihe von Wandhaken, an denen alle möglichen Jacken hingen.

Dann ging sie voraus und deutete im Vorbeigehen auf die entsprechenden Räume: »Wohnzimmer, Esszimmer. Hier unten gibt es ein Gästebad. Die Küche ist hinten, alle Schlafzimmer oben.« Am Fuß der Treppe blieb sie kurz stehen. »Ashley! Komm bitte runter!«

An dem großen Holztisch in der Küche saß ein kleiner Junge und malte konzentriert Buchstaben mit einem gelben Stift auf Papier. Neben ihm auf dem Tisch stand etwas, das wie eine Mischung aus Babyschaukel und -wippe aussah, und darin lag Zach.

»Kevin, das ist Annie«, stellte Helen sie vor. »Annie, das ist mein Sohn Kevin.«

Na, das Kind ist seiner Mutter ja mal wie aus dem Gesicht geschnitten, dachte Annie. Den Kleinen würde niemand für ihr Pflegekind halten. Er hatte ihre Haarfarbe und die Form ihrer Augen geerbt, nur dass seine dunkelbraun und ihre blau waren. Neugierig schaute er zu Annie hoch, schien aber schnell das Interesse zu verlieren und wandte sich wieder seiner Aufgabe zu.

»Und Zach kennen Sie ja schon.« Helen trat an den Herd, um den Inhalt eines großen Topfs umzurühren.

»Ja«, sagte Annie. »Hi, Kevin. Hi, Zach.«

»Hi«, murmelte Kevin. Und arbeitete weiter. Annie warf einen Blick auf die großen Buchstaben, die sich etwas krakelig über das Papier zogen. Ganz oben auf der Seite war sein Name aufgedruckt.

»Hausaufgaben?«, fragte sie.

Er legte einen Arm quer über das Papier und schwieg.

Schritte auf der Treppe kündigten Helens Tochter Ashley an. Die Familienähnlichkeit zu ihrer Mutter war nicht ganz so auffällig, aber dennoch nicht zu leugnen. Ihre kastanienbraunen Haare waren zu zwei festen Zöpfen geflochten. Sie trug einen schwarzen Body, eine pinke Strumpfhose und hatte sich einen schwarzen Pullover seitlich um die Hüften geknotet.

»Ich hatte dich gebeten, dich umzuziehen«, sagte Helen.

»Ich musste aufs Klo.« Ashley zuckte die Schultern.

»Dafür hast du dich doch komplett ausgezogen. Warum hast du nicht gleich was anderes angezogen?«, fragte Helen. Ashley bedachte ihre Mutter mit dem gleichen ausdruckslosen Blick, den ihr Bruder auch draufhatte.

»Los, Ash. Jetzt.«

Das Mädchen machte auf dem Absatz kehrt und marschierte wieder nach oben.

Helen stemmte die Hände in die Hüften. »Das war Ashley.«

»Ah«, meinte Annie.

»Sie ist zehn und damit praktisch erwachsen.«

Annie lachte nervös. Helen wandte sich wieder dem Herd zu. Kevin beschäftigte sich weiter damit, Buchstaben zu malen.

Sie trug noch immer ihre leichte Jeansjacke und hatte auch ihre Tasche nicht abgestellt. Als ihr jedoch aufging, dass Helen gerade zu viel um die Ohren hatte, um die Gastgeberin für sie zu spielen, nahm sie die Sache selbst in die Hand und hängte ihre Tasche an die Rückenlehne von einem der Küchenstühle. Die Jacke behielt sie trotz der Wärme in der Küche noch an. Ihr geblümtes Kleid war ärmellos und sie wollte ihre nackten Arme nicht direkt zeigen. Diese Einladung zum Abendessen war immerhin ein Vorstellungsgespräch.

Weil sie nicht wusste, was sie sonst tun sollte, legte Annie dem Baby eine Hand auf den warmen Bauch. Der Kleine schaute sie an, als sie ihn berührte, gluckste und lächelte. Sein blau gestreifter Body hatte einen kleinen Zugmotiv-Aufnäher und ließ seine pummeligen Beinchen frei. An den Säumen schauten die Plastikränder seiner Windel hervor.

»Ich hoffe, Spaghetti ist in Ordnung für Sie«, sagte Helen. »Ashley hat Tanzen bis sechs, deswegen essen wir samstags immer ein bisschen später als normal.«

»Riecht super«, sagte Annie. »Vielen Dank für die Einladung.«

»Das sagten Sie schon«, erwiderte Helen grinsend.

»Tut mir leid. Ich, hm, weiß nicht so ganz, wohin mit mir.«

»Kevin, Schatz, deck bitte den Tisch.«

»Ashley ist dran.«

»Dann macht sie es eben danach zweimal hintereinander.«

»Aber ich passe auf das Baby auf«, gab Kevin zurück.

»Ich kann ihn gerne im Auge behalten.« Annie schob einen Finger ins Zachs kleine Faust. Er klammerte sich sofort daran fest.

Kevin schaute sie finster an, rutschte aber von seinem Stuhl.

Da sie das Baby nicht anstarren wollte, schaute sie stattdessen aus dem Fenster in den Garten. Dort befand sich ein kleineres Häuschen direkt am Zaun, der entlang der Seitenstraße verlief. Durch ein Tor hatte man von außen direkten Zugang in den Garten. Von außen sah das Häuschen

größer als ihr Motelzimmer aus. Wenn das mal eine Garage gewesen war, blockierte der Zaun nun den Teil, an dem sich die Einfahrt befunden hatte.

»Ich zeige es Ihnen nach dem Essen«, sagte Helen.

Annie wandte sich schuldbewusst um, als wäre sie bei mehr erwischt worden als bei einem Blick durchs Fenster.

»Das wäre toll«, sagte sie. »Kann ich irgendwie helfen?«

»Sie können sich ums Knoblauchbrot kümmern.« Helen deutete mit einem feuchten Holzkochlöffel auf ein Baguette, das neben ihr auf der Anrichte lag. Annie zögerte. »Im Kühlschrank ist Margarine. Ich finde, dass die sich leichter verstreichen lässt.«

Brot und Butter, das sollte sie hinbekommen. Annie hatte ihrer Mutter unzählige Male beim Kochen zugesehen. Helen zog ein gezacktes Messer aus dem hölzernen Block und reichte es ihr.

»Danke«, sagte Annie.

»Was sagten Sie, woher Sie kommen?«

»Ich bin ziemlich rumgekommen«, antwortete sie. »Aber auf die High-school bin ich in Toledo gegangen und da lebt meine Familie auch immer noch.«

»Ein anständiges Mädchen aus dem Mittleren Westen.« Helen klang ein wenig spöttisch, aber vielleicht war Annie auch nur empfindlich. Sie fühlte sich in die Ecke gedrängt, weil sie ihre aussichtslose Lage unbedingt erträglicher machen wollte.

»So in etwa.« Annie öffnete die Kühlschranktür – voll mit Zeichnungen, Magneten und Fotos von den Kindern – und suchte nach der Margarine. Sie entdeckte eine braune Familienpackung, holte sie raus und warf einen Blick über die Schulter zum Baby.

Kevin kam zurück und schob sich wieder auf seinen Stuhl.

»Hast du an Servietten und Gläser gedacht?«, fragte Helen.

Mit einem tiefen Seufzen stand Kevin wieder auf.

Annie konzentrierte sich darauf, das Baguette sauber in der Mitte zu teilen, doch als sie es aufklappte, sah es eher aus, als wäre es von einem Irren mit einer Stichsäge bearbeitet worden. Sie verstrich großzügig Margarine auf den Hälften und hoffte, dass niemand merkte, wie krumm und schief sie aussahen.

»Knoblauch?«, fragte sie.

»Da drüben im Schrank ist Knoblauchpulver.« Helen deutete mit dem Kopf in die ungefähre Richtung der Hängeschränke. »Normalerweise

nehme ich Paprika und Petersilie, aber nehmen Sie ruhig, was Ihnen schmeckt.«

»Ich bin beim Kochen mehr der Typ ›kauf es fix und fertig‹«, gab Annie zu.

»Man kann nie genug Knoblauch nehmen«, meinte Helen. »Und von den anderen beiden streuen Sie einfach ein bisschen was drüber.«

»Das schaffe ich«, sagte Annie, war sich da aber eigentlich gar nicht so sicher. Sie legte die beiden Hälften mit der Schnittfläche nach oben auf ein Backblech und verteilte die Gewürze darauf. Als sie fertig war, schaute Helen ihr kurz über die Schulter und nickte.

»Gut.« Sie schob das Blech in den Ofen. »Fast fertig.«



Nachdem sie gegessen und die Erwachsenen die Küche aufgeräumt hatten, nahm Helen das Baby aus der Wippe und setzte sich mit ihm auf dem Schoß wieder an den Tisch. Er grapschte nach ihrem Weinglas, kam jedoch nicht ganz ran. Annie hatte ebenfalls ein Glas Wein getrunken und bereute fast, Pralinen mitgebracht zu haben, die nun vergessen auf der Anrichte lagen. Wenn sie sich für den Wein entschieden hätte, hätte sie die Pralinen ganz allein aufessen können.

Sie schnappte sich ihr Glas und nippte daran. Weißwein. Annie mochte lieber roten, wenn sie denn mal Wein trank, aber sie war dankbar für alles, das ihre Nerven ein bisschen beruhigte.

Die älteren Kinder waren nach oben verschwunden. Sie wirken bestenfalls gleichgültig ihr gegenüber. Annie hatte ihnen ein paar Höflichkeitsfragen gestellt, um sie dazu zu bringen, mit ihr zu interagieren. Kevin war besser darauf angesprungen. Ashley beschränkte sich auf kurze, knappe Antworten und erwiderte die strengen Blicke ihrer Mutter ähnlich finster. Schlecht war es nicht gelaufen, die beiden wurden nur nicht direkt warm mit Annie. Das ging den meisten Menschen so.

»Möchten Sie die Wohnung sehen, bevor es zu dunkel wird?«, wollte Helen schließlich wissen. Annie hatte es nicht ansprechen wollen, damit sie sich nicht unter Druck gesetzt fühlte, obwohl das ja der Grund für ihren Besuch war. Die spätsommerliche Sonne war noch nicht ganz untergegangen und tauchte die Welt in ihr orangegoldenes Licht.

»Gern.«

Der Garten war hübsch, könnte aber ein bisschen Aufmerksamkeit vertragen. In Anbetracht des mit Erde gefüllten Hochbeets war es wohl mal ein Gemüsegarten gewesen. Doch jetzt spross überall nur noch Unkraut. Der komplette Bereich wirkte, wie auch der Rest des Hauses, als würde er einer Frau gehören, die früher mal mehr Zeit gehabt hatte.

Helen ging mit dem Baby auf der Hüfte voraus und führte Annie über einen schmalen, unebenen Pfad zur Seitentür der ehemaligen Garage. Als sie jedoch den Türknauf drehen wollte, fluchte sie leise.

»Ich muss den Schlüssel holen«, sagte sie. »Könnten Sie ihn eben nehmen?«

»Sicher.« Annie streckte die Arme aus und ließ sich Zach reichen. Als er ihr übergeben wurde, sah er einen Moment lang aus, als wollte er Protest anmelden, doch dann kuschelte er sich an sie. Sie schob einen Arm unter seinen Hintern und hielt ihn so, dass er seinen Kopf an ihre Schulter lehnen konnte.

»Ich bin gleich wieder da, muss nur eben nachsehen, dass meine Kinder sich nicht gegenseitig ertränkt haben.« Helen ging zurück ins Haus.

Annie war sich sicher, dass das ein Scherz war. Na ja, ziemlich sicher.

»Okay, schauen wir doch schon mal durchs Fenster«, meinte Annie zu Zach, der jedoch nach dem Füttern bereits vor sich hin döste. Er roch so süß und sauber, dass sie die Nase gegen seinen Kopf drückte und seinen Duft tief einatmete.

Schließlich trat sie dichter ans Fenster und spähte hinein, doch im Inneren des Häuschens war es dunkel und man erkannte nicht viel. Es schien ziemlich leer zu sein.

»Tja«, sagte Annie. »Sie hat *dich* in den Schoß der Familie Everton aufgenommen, warum also nicht auch mich, hm?«

Ein paar Minuten später kehrte Helen mit dem Schlüssel in der Hand zurück. »Er schläft!«

»Oh, wirklich?« Annie sah sein Gesicht nicht, das er gegen ihre Schulter drückte. »Wir haben uns nur ein bisschen unterhalten.«

»Sie sind ein Zach-Flüsterer.« Helen schloss auf, öffnete die Tür und betätigte einen Schalter. Eine einzelne Glühbirne warf ihren schummrigen Schein in den nackten Raum. Ein großer Teppich bedeckte einen Großteil des Betonfußbodens und im angrenzenden Badezimmer sah Annie eine Toilette und Dusche durch die offene Tür. Das im Camper ihrer Eltern hatte in etwa die gleiche Größe.

»Nett«, meinte Annie.

Helen lachte humorlos auf. »Wenn Sie es haben wollen, gehört es Ihnen.«

»Wirklich?«

»Sicher.« Helen zuckte die Schultern. »Sie wirken nicht durchgeknallt, die Kinder haben nicht geheult und das Baby mag Sie. Und ich kann das Geld gebrauchen.« Sie neigte den Kopf zur Seite. »Sie sind doch nicht durchgeknallt, oder?«

»Na ja, ich gehe für einen zweiten Masterabschluss noch mal aufs College, also bin ich wohl nicht ganz bei Trost, aber ich renne nicht nackt durch die Nachbarschaft, nein.«

»Gut«, sagte Helen. »Ich dachte an dreihundert Dollar pro Monat.«

»Klingt fair.«

Helen löste den Schlüssel von ihrem Bund.

»Ich zahle natürlich meinen Teil der Telefonrechnung selbst«, versprach Annie.

»In Ordnung.«

Erleichterung durchflutete Annie, als sie den Schlüssel entgegennahm. An ihrem Hals gab das Baby einen gurgelnden Laut von sich.



Am letzten Tag vor Beginn des Unterrichtsquartals verbrachte sie den Morgen damit, ihre Sachen im Motel zusammenzupacken. Den Gutschein für eine weitere Woche hatte sie immer noch, aber hier war es laut und beengt. Sie wollte einfach irgendwo ankommen, und sei es nur in der Garage von jemandem. Natürlich waren ein Betonboden und keine Küche keine idealen Wohnbedingungen, aber sie konnte auf dem Campus essen. Und wie kalt würde es in Los Angeles schon werden? Verglichen mit Toledo – ach was, verglichen mit Osteuropa – ähnelte der Winter hier wahrscheinlich einem Urlaub in den Tropen.

Es fühlte sich noch nicht real an, dass sie bald wieder im Unterricht sitzen würde. Die Sache mit der Wohnung hatte die Zeit gefressen, die sie zum Einleben eingeplant hatte, und jetzt war sie schon wieder am Schwimmen und unvorbereitet wie immer. Noch immer konnte sie nicht richtig fassen, dass sie die Schnapsidee mit der Collegenbewerbung wirklich in die Tat umgesetzt hatte und ans andere Ende des Landes gezogen war,

nur um herauszufinden, wie sie Menschen helfen konnte, anstatt allen in ihrer näheren Umgebung zu schaden.

Im ersten Quartal hatte sie sich für drei Kurse eingeschrieben, alles Pflichteinheiten im Grundstudium, darunter Strafrecht und juristische Recherche. Sie hoffte, so noch genug Zeit für einen Job zu haben. Irgend-eine Teilzeitstelle. Sie besaß ein paar Ersparnisse und hatte einen Kredit aufgenommen, aber ein zusätzliches Einkommen wäre trotzdem gut. Für Einkäufe und Benzin. Welche Art von Job wusste sie jedoch noch nicht. Im Verkauf wäre sie nicht gut aufgehoben und zum Kellnern war sie überqualifiziert. Vielleicht irgendwas auf dem Campus?

Der Großteil der im Raum verteilten Kleidung war dreckig, also stopfte sie alles zurück in einen ihrer Koffer. Sie hatte vergessen, Helen zum Thema Wäschewaschen zu befragen. Hoffentlich gab es im Haus Waschmaschine und Trockner. Und hoffentlich hatte Helen nichts dagegen, wenn sie beides mitbenutzte.

Es dauerte länger, alles ins Auto zu bekommen, weil ihr Dad vor der Abfahrt sehr präzise beim Einladen gewesen war. Nun stapelte sich zu viel Kram auf dem Beifahrersitz, aber sie musste ja nur zehn Meilen fahren, so lange würde es schon gehen.

Als sie am Haus der Evertons ankam, war abgeschlossen und niemand da. Neulich Abend hatte ein roter Jeep Cherokee in der Einfahrt geparkt, weswegen Annie davon ausging, dass er Helen gehörte. Annie lenkte ihren Wagen rückwärts in die Seitenstraße und parkte dort, wo früher einmal der Zugang von außen zur Garage gewesen war.

Zum Glück war das Gartentor nicht abgeschlossen. Mit dem Schlüssel, den Helen ihr gegeben hatte, öffnete sie die Tür. Drinnen war es kühl und recht dunkel, doch als sie das Licht anmachte, sah sie, dass der Teppich vor Kurzem gesaugt worden war. Und im Bad roch es nach Chlorreiniger. Helen hatte geputzt. Das war sehr nett von ihr.

Anni brauchte eine Stunde, um ihr Auto zu entladen und ihre Sachen an einer der Wände zu stapeln. Weitere zehn Minuten verbrachte sie im Schneidersitz auf dem Boden und erstellte eine Liste mit allem, was sie sich anschaffen musste. Es gab keinen Wandschrank, also brauchte sie irgendwas, um ihre Kleidung aufzuhängen oder anderweitig zu verstauen. Und ein Bett. Einen Tisch. Eine Kochplatte. Im Prinzip alles.

Als sie gerade wieder aus Helens Straße in Richtung Innenstadt abbog, kam ihr ein roter Jeep entgegen. Helen schaute nicht zu ihr rüber, aber vermutlich kannte sie Annies Auto noch nicht.

Helens Haus befand sich am Rand von Inglewood, ein bisschen näher am Flughafen als am Campus. Annie hatte viele der Adressen auf der Vermieterliste auf dem Stadtplan gesucht und die meisten befanden sich innerhalb eines Radius von ein paar Meilen um den Campus, ein paar sogar in fußläufiger Entfernung. Helen wohnte dagegen weit ab vom Schuss.

Damit kam ihr Zimmer nicht für internationale Studenten infrage, die in den USA kein Auto fahren durften, also war es wohl auf Postdocs oder verirrte Seelen wie Annie ausgelegt. Schon komisch, normalerweise hatte sie eine gute Menschenkenntnis, aber Helen konnte sie nicht richtig einschätzen. Welche alleinerziehende Mutter mit relativ jungen Kindern nahm ein Pflegebaby auf und vermietete dann ein Zimmer an eine wildfremde Person?

Und würde das Jugendamt Zach wirklich einer Frau anvertrauen, die plötzlich allein dastand?

Trotzdem musste Annie vorsichtig sein und durfte nicht zu viele Fragen stellen, sonst kamen womöglich welche von Helen zurück. Annie hatte, was sie brauchte – einen festen Wohnsitz –, also würde sie sich einfach so gut wie möglich von Helen und den Kindern fernhalten. Sie würde ihnen keinen Grund geben, zu bereuen, dass sie sie ein Quartal lang in ihrem Garten kampfieren ließen. Im schlimmsten Fall konnte sie bis Januar in der ehemaligen Garage unterkommen oder bis es kalt wurde – wenn es hier überhaupt dazu kam.

In dem Army-Navy-Outlet, wo sie ein Feldbett und einen Schlafsack kaufte, war es jedenfalls alles andere als kalt. Auch nicht in dem Kaufhaus, in dem sie Plastikkisten für ihre Kleidung und eine Herdplatte erstand. Die beste Klimaanlage hatte Walmart, wo sie sich mit Dosensuppe, spiralgebundenen Notizbüchern und Shampoo eindeckte.

Selten hatte sie jedes ihrer Lebensjahre so überdeutlich gespürt wie in dem Moment, in dem sie sich dann noch einen Rucksack fürs neue Studienjahr aussuchte. Sie war nur einen Katzensprung von der dreißig entfernt. Wollte sie das hier wirklich durchziehen? Doch jetzt war es zu spät, um einen Rückzieher zu machen, also warf sie den waldgrünen Rucksack in den Einkaufswagen und ging weiter.

Vor der Heimfahrt tankte sie noch mal voll und lud dann ihr Auto erneut in der Seitenstraße aus, bevor sie es vor dem Haus am Bordstein parkte.

Sie kam sich komisch dabei vor, durchs Haus zu gehen, also nahm sie das kleine Törchen neben den Mülltonnen und schlich sich seitlich

am Gebäude vorbei. Am liebsten hätte sie sich unsichtbar gemacht, bis sie schließlich in der Garage verschwand. Dort ließ sie den Blick über die gerade besorgten Sachen und das grüne Army-Feldbett schweifen, das noch zusammengeklappt war, weil es anders nicht in ihren Kofferraum gepasst hätte.

Sie drückte ihr Gesicht in das Kissen, das sie mit nach Kalifornien gebracht hatte; es roch noch nach zu Hause. Ein kleiner Stich fuhr ihr in die Brust und einen Moment lang befürchtete sie, loszuheulen. Stattdessen räusperte sie sich nur, schluckte ihre Tränen runter und machte sich daran, das Feldbett aufzubauen. Dann schleifte sie es in die Ecke, die am weitesten vom Fenster entfernt war, und warf ihren Schlafsack und das Kissen drauf.

»Home sweet home«, murmelte sie. Es war nur übergangsweise. Vielleicht würde sie sich doch noch eine richtige Matratze kaufen. Oder sie kam mit dem Feldbett klar. Wenn man drüber nachdachte, war doch eigentlich alles zeitlich begrenzt.

Jemand klopfte und die Tür wurde geöffnet, bevor Annie sich entscheiden konnte, ob sie die Person reinlassen wollte. Es war Helens Tochter Ashley, deren Haare heute zu einem hohen Pferdeschwanz zusammengefasst waren. Sie trug Jeans und ein ärmelloses Kapuzenshirt – normale Kinderkleidung. Ashley war zwar dünn, sah aber nicht untergewichtig oder mager aus wie Annie in ihrem Alter, ganz egal, wie viel sie gegessen hatte.

»Oh«, entfuhr es Annie überrascht bei ihrem Anblick.

»Mom sagt, Sie sollen zum Essen reinkommen.«

»Oh«, wiederholte Annie. »Ich hatte nicht ... Ich will mich nicht aufdrängen.«

Ashley starrte sie einen Moment lang ausdruckslos an und seufzte. »Es gibt Enchiladas. Händewaschen nicht vergessen. Sie merkt es, wenn man's nicht macht.« Damit drehte sie sich um und marschierte davon.

Annie hatte vorgehabt, sich Hühnersuppe auf ihrer Herdplatte warm zu machen und einen Großteil des Sauerteigbrots dazu zu essen, aber die Einladung zu ignorieren, kam ihr unhöflich vor. Also fischte sie die Handseife aus der Walmart-Plastiktüte, wusch sich die Hände mit kaltem Wasser und trocknete sie an ihrer Hose ab.

Langsam überquerte sie die Rasenfläche und blieb dann einen Augenblick an der Hintertür stehen – gerade rechtzeitig, um Ashley sagen zu hören: »Wie eine Trage mit Beinen und einem Schlafsack?«

»Hmm«, erwiderte Helen.

Die mit Sour Cream und Käse überbackenen Enchiladas waren eine angenehme Überraschung und sie waren auch nicht zu scharf für Annies Geschmack. Sie aß zwei, während Kevin sich darüber beschwerte, dass er Schreibschrift lernen musste, und Ashley von einem Mädchen namens Kerry erzählte, die einen lila Kugelschreiber hatte, obwohl sie doch alle noch Bleistifte im Unterricht benutzen sollten.

»Was haben Sie belegt?«, fragte Helen.

Annie ging erst einen Moment später auf, dass sie mit dieser Frage angesprochen worden war. Sie schaute auf und lächelte nervös. »Hm, nur drei Kurse. Strafrecht, juristische Recherche und etwas namens Strategien der Kriminalitätsbekämpfung.« Sie schüttelte den Kopf. »Vielleicht habe ich mir zu viel vorgenommen.«

»Meinen Kurs also nicht«, meinte Helen trocken.

»Wieso, was unterrichten Sie denn?« Annie hatte sich bei ihrer Auswahl an den Empfehlungen der Uni orientiert. Die Pflichtkurse waren vorgeschrieben, also hatte sie es bei den dreien belassen, anstatt sich am Ende noch gnadenlos zu überfordern.

»Nur zwei über Kinder- und Jugendschutz dieses Quartal«, sagte Helen. »Apropos, wo ist das Babyfon? Kevin?«

»Da drüben.« Ashley deutete auf die Anrichte, wo eine dicke Antenne hinter der Obstschale hervorlugte. Helen rutschte mit ihrem Stuhl nach hinten und griff nach dem Gerät, um es sich ans Ohr zu halten.

»Ihm geht's gut. Wenn er aufwacht, hören wir ihn auch ohne das Ding«, sagte Ashley. »Er ist das lauteste Baby aller Zeiten.«

»Vielen Dank für deine Meinung«, entgegnete Helen. »Ihr beide räumt jetzt das Geschirr ab und dürft dann bis zum Zähneputzen fernsehen.«

»Sie müssen mich nicht verköstigen«, meinte Annie, nachdem die Kinder den Raum verlassen hatten. »Ich meine, vielen Dank dafür. Aber ich erwarte das nicht von Ihnen.«

»Sie haben da draußen keine Küche, kein warmes Wasser und keine Möbel. Sie zu verköstigen ist das Mindeste, was ich tun kann.«

Da hatte sie nicht ganz unrecht und Annie war auch nicht in der Position, kostenlose Mahlzeiten abzulehnen, also bedankte sie sich erneut bei Helen.

»Was mich daran erinnert ... Ich habe jemanden angerufen, der sich den Wasserboiler draußen mal anschaut, aber das klappt erst nächste

Woche. Es ist umständlich, aber bis dahin müssten Sie zum Duschen ins Haus kommen.«

Annie nickte. Das würde unangenehm werden.

»Das Badezimmer der Kinder werde ich Ihnen nicht zumuten. Es ist größer, aber da herrscht immer das blanke Chaos. Und Sie können natürlich auch gerne Ihre Wäsche hier machen. Die Waschküche ist direkt den Gang runter. Und Sie dürfen jederzeit die Küche benutzen. Der Schlüssel, den ich Ihnen gegeben habe, öffnet Vorder- und Hintertür des Hauses, Sie brauchen also nicht außenrum zu schleichen. Kommen Sie einfach rein, wenn Sie etwas brauchen.«

»Ich bin nicht geschlichen«, erwiderte Annie.

»Ach nein?«

»Ich habe Ihre Privatsphäre respektiert.«

»Ja, okay.« Auf Helens Lippen lag ein kleines Lächeln. »Wann haben Sie den ersten Kurs?«

»Um zehn.«

»Wir sind alle um halb neun hier weg, also können Sie morgens duschen gehen. Passt das für Sie?«, fragte Helen.

»Ja, Ma'am«, antwortete Annie. »Vielen Dank.«

Helen lachte. »Keine Ursache.«



Es war noch hell draußen, also entschied Annie sich für einen Spaziergang um den Block. Das machten ihre Eltern im Sommer immer nach dem Abendessen und sie selbst fand es auch schön. Sie schlüpfte in ihre weißen Sneaker und eine leichte Jacke – obwohl es noch recht warm war – und trat mit ihrer Handtasche über der Schulter durch das Gartentor in die Seitenstraße.

Ganz egal, in welche Richtung sie schaute, überall entdeckte sie Palmen. Das hatte ihr vorher niemand über Kalifornien erzählt.

Am Ende des Blocks fiel ihr ein blauer Pontiac auf. Er besaß das gleiche Nummernschild wie der, der vor ihrem Motel am Campus geparkt hatte, und das war gute zehn Meilen den Freeway 405 hoch von hier entfernt.

»Ihr verdammten Wichser«, murmelte sie und ging schnurstracks auf das Auto zu. Ein Blick durchs Fenster zeigte ihr nur eine zusammengeknüllte McDonald's-Tüte im Beifahrerfußraum, sonst nichts.

Trotzdem hatte sie Angst, war stinksauer und offensichtlich doch kein bisschen paranoid. Man beobachtete sie schon die ganze Woche über, vielleicht sogar länger. Sie hätte auf ihr Bauchgefühl vertrauen sollen, jedes Mal, wenn sich ihr seit der Abfahrt aus Ohio die Nackenhaare aufgestellt hatten. Womöglich schon, seit sie D.C. verlassen hatte. Oder wahrscheinlich schon seit Minsk.

Sie schaute sich um, entdeckte jedoch niemanden. Also kramte sie in ihrer Tasche nach dem Schweizer Taschenmesser, das ihr Dad ihr zum dreizehnten Geburtstag geschenkt hatte, klappte es auf und rammte es in einen der Hinterreifen. Dann lauschte sie dem befriedigenden Zischen, als die Luft entwich, und steckte das Messer wieder in ihre Tasche. Sie holte ihren pinken Lippenstift heraus und schrieb *STOPP* in großen, grellen Lettern quer über die Heckscheibe.

Zurück bei Helens Haus warf sie den Lippenstift in die Mülltonne und schloss sich für den Rest des Abends in der Garage ein.



Mit ihrer kleinen Kosmetiktasche, einem neu gekauften Handtuch und frischer Kleidung stieg Annie die Treppe im Haus hinauf, in dem sich nichts regte. Genau wie früher auf dem College, wo sie zu den Waschräumen den Gang hatte hinuntergehen müssen.

Ashleys Zimmer war in einem hellen Lavendelton gestrichen, Kevins leuchtend blau. Einen eigenen Raum für das Baby sah sie nicht, aber im Masterschlafzimmer stand ein Gitterbett an der Wand, eingepfercht zwischen Bett und Kommode. Auf dem Boden lag ein Berg Schmutzwäsche, auf der Kommode stapelten sich Windeln und in einem weißen Korb entdeckte sie winzige Bodys, kleine Söckchen und zusammengeknüllte Hosen.

Wie schaffte Helen das? Was machte sie tagsüber mit dem Baby, wenn sie arbeiten musste? Und wenn sie nur in Teilzeit zwei Kurse gab, was arbeitete sie sonst noch?

Helens Dusche war klein, aber sauber und noch feucht. Annie stellte sich unter den heißen Wasserstrahl und genoss die Wärme, während sie die Pflegeprodukte öffnete, die hier herumstanden, und daran schnüffelte. Helen roch vor allem nach dem Shampoo. Damit war ihre Neugier befriedigt und sie wusch sich die Haare und ließ den Conditioner einwirken, während sie sich rasierte. Durch die beengten Verhältnisse in der Dusche

musste sie sich dafür ein wenig verrenken, aber da sie selbst auch ziemlich klein war, klappte es ganz gut. Ein Vorteil, wenn man helle Haare hatte: Wenn sie beim Rasieren eine Stelle übersah, fiel das niemandem auf.

Sie lieh sich Helens Föhn und schlüpfte dann in frische Unterwäsche und ihren Bademantel, bevor sie in ihr Garagenzimmer zurückkehrte.

Um sich genug Zeit für die Parkplatzsuche zu geben, fuhr sie früh los. Als sie die Straßenkreuzung erreichte, war der Pontiac nirgends zu sehen.

Sie war auch deswegen so schnell wie möglich nach Toledo zurückgekehrt, weil sie nicht damit gerechnet hatte, dass ihr Ex-Chef seine Drohungen über D.C. hinaus wahr machen würde. Frank Clifton war seit fast dreißig Jahren Agent und auch wenn er als solcher Respekt genoss und als König über seine Einheit herrschte, war er nicht Leiter der Organisation.

Wenn er seinen Drohungen Taten folgen ließ, setzte er damit seine Karriere aufs Spiel und das war Annie nicht wert, ganz egal, wie viel Frank in sie investiert hatte oder wie viel sie ihm seiner Meinung nach für seine Mühen schuldig war.

Jetzt befürchten zu müssen, dass sein Einfluss womöglich doch bis zur Westküste reichte, schickte ihr einen eisigen Schauer über den Rücken. Sie hoffte, dass er nur Staub aufwirbeln wollte, damit sie genug Angst bekam, um sich wieder in seine Klauen zu begeben.

Für den Moment verdrängte sie die Sorgen und verbrachte den Rest der Fahrt damit, über Helens Schlafzimmer nachzudenken. Sie hatte ein hübsches Bett mit einfachem, robustem Holzrahmen, der zur Kommode passte. Die Handtücher im Bad waren taupefarben, ebenso wie die Fußmatten. Fotos gab es jedoch keine. Das Schlafzimmer von Annies Eltern war vollgestopft mit Bildern – von ihr und ihrem Bruder, der Enkeltochter und natürlich ihrem eigenen Hochzeitsporträt im Großformat an der Wand über dem Bett.

Auf dem Campus einen Parkplatz zu finden, dauerte eine Weile und letzten Endes bekam sie einen im Studentenparkhaus. Zum Glück besaß sie eine Berechtigung, auch wenn diese sie ein kleines Vermögen gekostet hatte. Wenn sie in der Wohnanlage untergekommen wäre, hätte sie nicht den teuersten Parkausweis nehmen müssen, aber es war ein kleiner Trost, dass die Verwaltung ihr immerhin die Mietzahlung für dieses Quartal erstattete.

Heute hatte sie zwei Kurse, die gleichen noch einmal am Mittwoch und den dritten dienstags. Das verschaffte ihr vier Tage die Woche, die

sie hoffentlich irgendwo arbeiten gehen konnte. Bislang war sie jedoch zu sehr mit der Unterkunftssuche beschäftigt gewesen und damit, herauszufinden, ob sie beobachtet wurde. Jetzt befürchtete sie, dass nichts mehr verfügbar war, wenn sie es endlich zur Studentenjobvermittlung schaffte.

Das musste sie heute zwischen den beiden Kursen erledigen.

Im Seminarraum wählte sie einen der Tische ganz hinten. In einem Briefing oder Meeting würde sie sich weiter nach vorne setzen. Das Thema der heutigen Stunde war zwar interessant, aber ihre Gedanken schweiften immer wieder ab.

Die restlichen Studenten schienen sich bereits zu kennen. Während sie selbst nach einer Bleibe gesucht hatte, waren die andern zu Orientierungsveranstaltungen und auf Erstsemester-Partys gegangen. Annie fühlte sich wie eine Außenseiterin – und alt. Die Leute hier sahen allesamt aus wie Anfang zwanzig, während sie selbst schon am anderen Ende des Jahrzehnts angekommen war.

Allerdings gab es einen Mann in braunem Pullover mit V-Ausschnitt und Cordhose, der noch älter als Annie sein dürfte. Für ihn musste es auch ein krasser Berufswechsel sein. Er könnte durchaus schon eine Frau und Familie zu Hause haben. Das beruhigte sie ein bisschen.

Am Ende des Unterrichts packte sie ihre Sachen zusammen. Bis zum nächsten Kurs hatte sie jetzt fast drei Stunden Zeit und sie war nicht besonders erpicht darauf, sich auf die Jagd nach einem nicht existenten Job zu begeben, also beeilte sie sich nicht sonderlich. Als sie schließlich ihren Rucksack schulterte, sprach sie der Mann an, der schon die ganze Zeit hinter ihr wartete.

»Hi, ich bin Chris.«

»Äh, hi, Annie«, erwiderte sie und ließ den Blick durch den Raum und über die abziehenden Studenten schweifen. Die meisten hatten Jutebeutel oder Schulertaschen dabei. Sie schien die Einzige mit Rucksack zu sein. Damit sah sie jünger aus, aber das war ihr egal.

»Ich habe dich auf der Party am Freitag gar nicht gesehen«, sagte er.

»Wenn du mal kein Detektiv bist.« Sie war sich nicht sicher, warum sie sofort mit Sarkasmus reagierte, außer dass sie Fremden generell mit Vorsicht begegnete. »Ich meine, ich war nicht da.«

»So toll war es nicht«, meinte er. »Wo gehst du jetzt hin?«

»Oh, zur Studentenjobbörse«, sagte sie. »Und ich sollte jetzt auch los.«

Sie schaute in dem Moment nach vorn, als die Tür hinter dem Professor ins Schloss fiel. Damit waren sie allein im Kursraum.

Chris' warmes Lächeln verschwand augenblicklich und er baute sich zwischen ihr und dem Gang auf. An ihm vorbeizukommen, würde schwierig werden, wenn er nicht beiseiteging.

Die Tür öffnete sich.

Annie rutschte das Herz in die Hose.

Bevor sie seiner Einheit zugeteilt worden war, war Frank Clifton einer ihrer Ausbilder gewesen. Jemanden wie ihn hätte sie sich nicht freiwillig als Mentor ausgesucht, aber er hatte von Anfang an ein Auge auf sie geworfen, weswegen es sie auch nicht wunderte, dass er ihr Vorgesetzter geworden war. Er hatte ihr beigebracht, rücksichtslos zu sein, und das war eine nützliche Fähigkeit, die sie schon oft beruflich wie privat eingesetzt hatte. Doch es machte sie auch misstrauisch ihm als Chef gegenüber und ihm jetzt urplötzlich am ersten Unterrichtstag in ihrem Seminarraum gegenüberzustehen – am ersten Tag ihres neuen Lebens –, ließ sie noch unruhiger werden.

»Sie schulden mir einen Reifen, Miss Weaver«, sagte er und nickte Chris zu – der mit Sicherheit nicht wirklich so hieß. »Chris« verließ wortlos den Raum.

»Nein. Ich habe einen ordnungsgemäßen, sauberen Schlusstrich gezogen. Ihnen genug Vorlauf gegeben. Meine Nachfolge eingelernt. Bin im Guten gegangen. Habe meinen Dreijahresvertrag erfüllt. Warum können Sie mich nicht einfach in Ruhe lassen?«

Er lachte leise. »Ihre Nachfolge. Sie und ich wissen doch beide, dass man jemanden wie Sie nicht so einfach ersetzen kann. Ist Ihnen eigentlich klar, wie viel Geld wir in Sie investiert haben? In Ihr Studium und Ihre Ausbildung? Ich dachte, wir hätten eine Vereinbarung getroffen. Eine Abmachung unter Ehrenleuten.«

»Dann bin ich wohl kein Ehrenmensch«, entgegnete Annie.

»Genau das habe ich immer so an Ihnen geschätzt.« Er musterte sie von oben bis unten.

»Ich komme nicht zurück«, sagte sie. »Also verschwenden Sie jetzt nur noch mehr Geld, das Sie besser auf jemand anderen verwenden könnten.«

»Jeder muss harte Aufträge hinter sich bringen, Miss Weaver, und jeder braucht mal eine Pause. Es ist in Ordnung, wenn Sie sich ein paar Monate Zeit nehmen, um wieder in die Spur zu kommen. Aber Sie werfen gerade alles weg, was wir zusammen aufgebaut haben.«

Sie schüttelte den Kopf. Ihm musste sie ihre Beweggründe nicht erklären, vor allem nicht, wo ihr doch vor nicht allzu langer Zeit selbst Zweifel durch den Kopf gegangen waren. Für sie war Frank Clifton nur ein Vorgesetzter. Für Frank Clifton war Annie ein Besitz, ein seltenes Juwel, das er nicht verlieren wollte.

Zu Beginn hatte es ihr geschmeichelt, doch dann wurde sie misstrauisch, weil es ihr immer mehr vorkam, als würde jemand Nebelkerzen entzünden. War sie wirklich so besonders? War ihr Händchen für Sprachen das alles wert? Ihre Grenzüberschreitungen hatten zum Tod von zwei Agenten geführt, die wahrscheinlich Familien gehabt hatten.

»Wenn Sie zurück nach D.C. kommen, Sorge ich für eine saftige Gehaltserhöhung. Und Sie müssen auch nicht mehr ins Ausland«, sagte er. »Es gibt genug Leute hier in der Heimat, die gerade Ihre speziellen Fähigkeiten gut gebrauchen können.«

»Das haben Sie mir alles schon einmal angeboten und ich habe abgelehnt. Ich habe zu tun, Mr Clifton.«

»Ach ja, Sie brauchen einen Job. Und ein Bett. Und warmes Wasser.« Er lächelte. »Wirklich Pech, das mit Ihrer Wohnsituation.«

Sie ließ sich auf einen Stuhl sinken. »Da frage ich mich doch, was noch alles schiefgehen wird, wenn ich nicht zurückkomme.«

»Ja, was wohl?« Er setzte sich auf der anderen Seite des Gangs ihr gegenüber. »Computer sind eine wundervolle Erfindung. Es war nicht schwer, sich in die Wohnheimsverwaltung der UCLA zu hacken. Mittlerweile ist unser ganzes Leben frei zugänglich, Miss Weaver. Wohin Sie auch gehen, ich werde da sein.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wenn Sie mich zwingen zurückzukommen, werde ich nie die loyale Mitarbeiterin sein, die Sie haben wollen. Das muss Ihnen doch klar sein.«

»Wissen Sie, die Ermittlungen zu Minsk laufen nach wie vor. Zwei tote Agenten, ein vermisster potenzieller Informant mit toter Familie. Ein totes *Kind*. Dafür muss jemand zur Rechenschaft gezogen werden. Wir wissen doch beide, dass *Sie* diese Person sein sollten.«

Ihr wurde schwindelig und sie klammerte sich an die Tischkante, um sich zu erden.

»Jeffries hat sie gewarnt, sich von der Ehefrau fernzuhalten, nicht wahr? Das wurde dokumentiert. Aber Sie haben sich nicht daran gehalten, oder?«

»Nein«, flüsterte sie.

»Zwei tote Agenten«, wiederholte er. »Könnte eine Menge Scherereien bedeuten. Wenn wir wollten, könnten wir Anklage erheben. Sie als Verräterin einstufen. Ihnen Hochverrat zur Last legen.«

»Aufhören. Ich habe verstanden. Aufhören.«

»Auf der anderen Seite wäre das alles vom Tisch, wenn Sie heute mit mir zurückkommen«, fuhr er barsch fort. »Ihre Geheimnisse sind meine Geheimnisse, Annie.«

Sie setzte sich kerzengerade auf, als ihr Bauchgefühl sich über die Panik hinweg meldete und ihr einen Rettungsring zuwarf.

»Ihre Geheimnisse sind meine Geheimnisse«, nahm sie seine Worte auf. »Sie haben auch nicht gerade eine weiße Weste.« Sie wussten beide, dass Clifton seine Position nicht erreicht hatte, indem er sich immer an die Regeln hielt. Er bestellte sich gerne mal eine Flasche Scotch, die er über die Spesen abrechnete. Suchte sich sorgfältig seine Favoriten aus und manipulierte sie so wie Annie gerade.

»Nein«, stimmte er ihr zu. »Deswegen bieten wir Ihnen einen Kompromiss an.« Er griff in die Tasche seines Jacketts und holte einen kleinen schwarzen Pager hervor. Dann beugte er sich über den Gang hinweg, legte ihn auf die Kante ihres Tisches und schob Annie das kleine Gerät zu. »Ab und zu benötigt die ein oder andere Strafverfolgungsbehörde die Fähigkeiten von jemandem wie Ihnen.«

»Jemandem wie mir«, wiederholte sie leise und starrte auf den dunklen Bildschirm des Pagers.

»Das ist ein guter Deal«, sagte er. »Für uns ist es gut, im Sinne der behördenübergreifenden Zusammenarbeit Personal auszuleihen. Und für Sie ist es auch gut. Damit werden Sie als externe Auftragnehmerin entlohnt.«

»Was in der Praxis bedeutet, dass ich auf die Regeln pfeifen kann, wenn ich unsere eigenen Bürger verhöre?«

»Werden Sie nicht vulgär«, gab er abfällig zurück. »Niemand wird Sie auffordern, jemanden zu foltern. Man wird Sie nur von Zeit zu Zeit bitten, sich mit jemandem zu unterhalten. Das ist alles.«

»Dafür nehme ich nicht weniger als hundert Dollar die Stunde.« Sie wählte einen Betrag, der so hoch war, dass er ablehnen musste.

Doch er nickte zustimmend. »Das geht in Ordnung. Aber Bereitschaft bedeutet *allzeit* bereit und wenn Sie angefragt werden – ganz egal, ob vom

FBI, der Drogenfahndung oder von den Cops des LAPD –, melden Sie sich innerhalb einer Stunde.«

»Ich kann nicht ... Ich werde dafür keinen meiner Kurse sausen lassen.«

»Da finden wir sicher eine Lösung.«

»Ich verstehe aber nicht, was Sie davon haben«, meinte sie.

»Sie im aktiven Dienst zu behalten, das haben wir davon«, antwortete er. »Denn eines Tages wird das Ding vibrieren, weil Ihr Land Sie braucht und Sie wieder an der Home Plate antreten müssen.«

Ihr Lachen klang hohl. »Baseball-Metaphern? Ist das Ihr Ernst, Frank?«

Sie hatte ihn noch nie beim Vornamen genannt. Er runzelte die Stirn. »Sie können sich wirklich glücklich schätzen, Miss Weaver. Obwohl Sie Ihren Job einfach so weggeworfen haben, bekommen Sie nun eine zweite Chance. Arbeiten Sie bis zu Ihrem Abschluss ein paar Jahre lang so oder kommen Sie direkt zu uns zurück. Das sind Ihre einzigen Optionen.«

»Hören Sie auf, mich von Ihren Handlangern verfolgen zu lassen.« Sie schnappte sich den Pager und steckte ihn in die Seitentasche ihres Rucksacks.

Er zuckte die Schultern. »Sicher.«

Unter seinem aufmerksamen Blick stand sie auf und schulterte erneut ihren Rucksack.

»Das wäre alles für heute. Auf Wiedersehen, Anabelle Weaver. Und sparen Sie sich die Mühe, das zu melden. Sie werden niemanden an höherer Stelle als meiner erreichen. Ich habe bereits Bescheid gegeben, dass Sie mich angerufen und angebettelt haben, Ihnen Ihren Job zurückzugeben. Dass Sie hysterisch geklungen haben und dass ich mich darum kümmern werde.« Das kalte Licht der Beleuchtung im Seminarraum spiegelte sich in seinen Augen wider und als sie ging, spürte sie seinen Blick weiter auf sich.

Hat Ihnen die Vorschau gefallen?

Sie können unsere E-Books im Online-Buchhandel
beziehen.

Dazu gehören sowohl die Seiten von Amazon,
Apple, Kobo, Thalia, und viele andere Anbieter.